Oster-Nummer!

Preis 10 Pfennige

Die freie Meinung

Wochenzeitung für Politik und Kultur

Herausgeber: Hans Hanteda-Fleischmann

ezugspreis für das Vierteljahr ausschließlich Bestellgeld 1,20 Mk. / Bestellungen den in jeder Postanstalt, sowie in der Geschäftsstelle slau, Goethestraße 90, Fernruf 7047, und Ohlauer raße 83 III, Fernruf 7494, entgegen genommen. / Bei ünschter Zusendung unter Kreuzband 45 Pf. Aufschlag. daktion: Breslau, Goethestraße 90 / Fernruf 7047

Anzeigenpreis die achtgesp. Kleindruckzeile 30 Pf. f. Breslau u. Schlesien, sonst 60 Pf., für Stellengesuche u. Wohnungsanzeigen 30 Pf. zuzüglich 20% Teuerungszuschlag. / Bei Wiederholungen Rabatt. Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Goethestraße 90, Fernruf 7047, und Ohlauer Straße 83 III, Fernruf 7494. Erfüllungsort Breslau / Postscheckkonto Breslau 21000

ahrgang 1919 • Nr. 15 — Breslau, den 19. April 1919 — Erscheint jeden Sonnabend

Steuermißwirtschaft im Bezirk Breslau.

Aus dem Inhalt:

Steuermißwirtschaft im Bezirk Breslau.
Die Hydra der Revolution.
Das Mitbestimmungsrecht der Angestellten und Festbesoldeten.
Zur Abschaffung der Heimarbeit.
Wie uns das Ausland sieht.
Der eiserne Besen im Augiasstall.
Das Konfektionslager als Hamsterraum.
Das Schiebergesindel in den Eisenbahnen.
Die Sonntagsruhe.
Gehaltsdrückereien beim Breslauer Landratsamt.

Zu den glühenden Osterwünschen der Bevölkerung gehört ch das Verlangen nach der möglichsten Minderung der Steuerten. Ein Wunsch, der in Erfüllung gehen kann, wenn die gechte Verteilung der Lasten ohne Ansehen der Person durchführt wird. Zu Osterbetrachtungen fehlt es an Zeit, Fragen r praktischen Politik beherrschen die Stunde, und mit im rdergrunde stehen die Steuerprobleme, mit denen sich jeder in der Volksgesamtheit beschäftigt. Neue Wege, neue ellen werden gewiesen, teils mit Erfolg, teils unfruchtbar. Da rft uns gerade ein „günstiger Wind“ eine der Oeffentlichkeit ch völlig unbekannte Statistik auf den Tisch: die Zahlen der teuerveranlagung des Regierungsbezirks reslau aus dem Jahre 1918. Während die Statistik her regelmäßig erschien, ist sie seit Kriegsausbruch nicht mehr öffentlicht worden. Der erste Blick auf die Statistik zeigt, daß Steuerschraube in den Landkreisen noch außergewöhnlich scharf ezogen werden kann, denn die Zahlen tragen noch auffällig Stempel der mangelhaften und einseitigen Tätigkeit der ndräte an der Stirn. Sehen wir uns die Statistik etwas her an.

Es brachten auf:

	an Einkommensteuer 1918 ohne Zuschlag	Ergänzungssteuer 1918 ohne Zuschlag
1. Breslau-Stadt	13 876 000 M.	902 000 M.
2. Waldenburg	2 247 000 „	194 000 „
3. Breslau-Land	747 000 „	unbekannt
4. Neurode	601 000 „	unbekannt
5. Brieg-Stadt	524 000 „	42 000 „
6. Reichenbach	516 000 „	80 000 „
7. Oels	508 000 „	70 000 „
8. Trebnitz	502 000 „	82 000 „
9. Schweidnitz-Land ...	478 000 „	unbekannt
0. Glatz	427 000 „	62 000 „
1. Neustadt	417 000 „	71 000 „
2. Frankenstein	405 000 „	56 000 „
3. Ohlau	403 000 „	38 000 „
4. Schweidnitz-Stadt ..	388 000 „	unbekannt
5. Striegau	332 000 „	unbekannt
6. Militsch	284 000 „	89 000 „
7. Strehlen	278 000 „	45 000 „
8. Guhrau	268 000 „	unbekannt
9. Namslau	256 000 „	26 000 „
0. Wohlau	228 000 „	unbekannt
1. Münsterberg	227 000 „	43 000 „
2. Nimptsch	225 000 „	37 000 „
3. Habelschwerdt	224 000 „	41 000 „
4. Gr. Wartenberg	211 000 „	36 000 „
5. Steinau a. O.	170 000 „	unbekannt
6. Brieg-Land	154 000 „	35 000 „

Der Landkreis Breslau unter der „glorreichen“ Aegide nes früheren Landrates Herrn Michelhans hat bei einer öße von ca. 782 Quadratkilometer, wie oben ersichtlich, nur 000 Mark an Einkommensteuer gebracht. Bei der bekannten te des Breslauer Rübenbodens dürfte ein Reinertrag von destens 200 Mark pro Hektar wohl nicht zu hoch gegriffen sein. zu kommt noch die hochentwickelte Industrie im Breslauer dkreise, die sich ja auch hauptsächlich in den Händen der ren Großagrarier befindet. Man denke dabei nur an die en Pfründen der Herren vom Rath, Schoeller, von Johnston, Roehrich, Schottlaender usw. Bei 167 Landgemeinden und selbständigen Gutsbezirken, die ja glücklicherweise jetzt aufen, wäre ein viel höheres Steuersoll herauszuwirtschaften.

Der Strehlener Kreis, dessen Bodenbeschaffenheit als chweg vorzüglich bekannt ist, bringt bei 79 Landgemeinden, Gutsbezirken bei einer Gesamtgröße von rund 345 Quadratometern (einschließlich der Stadt Strehlen) ein Steuersoll nur 278 000 Mark. Auch bei dieser Zahlengegenrstellung erkennt man den „Steuerpatriotismus“ unserer rarier. Nicht besser steht es mit dem Nimptscher Kreise, mit 85 Landgemeinden und 71 Gutsbezirken bei einer Größe n 376 Quadratkilometern 225 000 Mark aufbringt. Die Krone „steuerfreudigen“ Landkreise bildet jedoch der Brieger ndkreis. Bei einer Größe von 597 Quadratkilometern ne Kreisstadt) bringt dieser Kreis sage und schreibe 154 000 rk an nackten Einkommensteuern auf. Dem gegenüber ngt der Stadtkreis Brieg allein 524 000 Mark auf. Es ist ein ganz unglaubliches Mißverhältnis! Diese noch besonders ausgegriffenen Beispiele dürften genügen. Allerdings muß egeben werden, daß die Steuererträge gegen die Vorkriegs im allgemeinen gestiegen sind, aber im Verhältnis zu den künften der produzierenden Landbevölkerung während des eges sind sie nicht wesentlich in die Höhe gegangen. Ganz absehen davon, daß sich auch die Besitzlasten bedeutend verringert ben.

Die Schuld an diesen Mißverhältnissen tragen lediglich die Landräte. Es ist bedauerlich, daß diese Herren so ungerecht verfahren konnten, und daß weder die hiesige Regierung, noch der Finanzminister energische Schritte gegen diese im höchsten Grade das Allgemeinwohl schädigende Mißwirtschaft bisher unternommen haben. Schon wieder verfällt man in den alten Fehler der abgewirtschafteten, einseitig interessierten Junkerregierung! Man erhebt höhere Staatssteuerzuschläge, weil man mit den Steuererträgnissen nicht auskommt, anstatt die alten Steuerquellen besser auszuschöpfen! Dazu ist es erforderlich, daß unbedingt alle Veranlagungskommissionen in den Landkreisen, die sich auch heute noch fast nur aus Großgrundbesitzern zusammensetzen, aufgelöst werden. Alle Berufsklassen haben das Recht, bei Verteilung der Lasten mitzusprechen. Werden die Veranlagungskommissionen aus allen Ständen zusammengesetzt, so wird das Veranlagungsverfahren weit gerechter zum Wohle der Allgemeinheit vorgenommen werden. Es ist bekannt, daß im Stadtkreise Breslau im letzten Jahre ein Ueberschuß von 8½ Millionen durch sachgemäße Bearbeitung unter Hinzuziehung objektiv denkender Kaufleute erzielt worden ist. Was hier möglich ist, muß sich auch in den Landkreisen durchführen lassen. Aber es fehlte bisher der gute Wille und vor allem die Einsicht der Regierung, die nichts dagegen hatte, daß das Veranlagungsgeschäft in den Händen der Beamten in Verbindung mit den Großgrundbesitzern lag. Dieses System ist nun gänzlich abgewirtschaftet. Jetzt heißt es, mit gesunden Mitteln endlich auch den Stand rücksichtslos zu den Lasten heranziehen, der dank der Vetternwirtschaft der alten Regierung in der Hauptsache bisher nur Vorteile vom Staate genoß. Diese unverbrieften Privilegien müssen nun endgültig vorüber sein.

K.

Die Hydra der Revolution.

Einem traurigen Ostern geht das deutsche Volk entgegen. Nicht wie in früheren Jahren kann es im Zeichen des Frühlingsfestes frohgemut in die Zukunft sehen; finstere Wolken überall. Vom Westen her droht ein Gewaltfriede und vom Osten her eine mit asiatischer Grausamkeit getränkte Gewaltherrschaft. Und im Lande selbst tobt der Bruderkrieg und raubt uns die Aussicht auf Gesundung unserer immer mehr sich katastrophal gestaltenden inneren Verhältnisse. Noch viele Monate werden wir hungern müssen, werden noch tausende deutsche Kinder, Frauen und Männer an Unterernährung zugrunde gehen, weil eine vermessene verhältnismäßig kleine Schar politisch Verrückter glaubt, dem deutschen Volke mit aller Gewalt durch Not und Blut ein Sowjetland bringen zu müssen. Ohne einen anderen Erfolg bisher zu erreichen als in irgend einem unmaßgeblichen Lande eine schnell vorübergehende Herrschaft errichten zu können, daß demzufolge unsere Valuta im Auslande ständig sinkt, sodaß die nach Deutschland gebrachten Lebensmittel derartig im Preise stehen, daß sie für die minderbemittelte Bevölkerung fast nicht erschwinglich sind und die Folge ist: die Massen müssen dank Spartakus weiterhungern.

Spät, zu spät fast, hat die Regierung sich der Gewalt entgegengestellt. Leider hat sie aber dabei außer ihren Parteigängern die Bevölkerung nicht in wünschenswertem Maße hinter sich gehabt, sodaß den Spartakisten gleich wieder zwei Köpfe nachwuchsen, wo einer abgeschlagen worden war. Eine Tatsache, die das Bürgertum direkt hypnotisierte. In Breslau, wo Spartakus an sich bisher wenig Agitationsglück hatte, scheint die Bevölkerung glücklicherweise allmählich zu erwachen. Die machtvolle Kundgebung der Mehrheitssozialisten am vergangenen Sonntag auf dem Breslauer Schloßplatz, gegen die die spartakistische Vorkundgebung“ geradezu kläglich abfiel, bewies, daß die überwältigende Mehrheit der Breslauer Arbeiter garnicht daran denkt, sich von dem Häuflein toll gewordener Schreier, Hetzer und Wühler terrorisieren zu lassen. Wo will deren Arbeit eigentlich hin? Wir lesen mit Erstaunen, daß sie z. B. die bestialische Mordtat an dem sächsischen Kriegsminister verurteilen, während doch gerade die spartakistische Verhetzung der Massen solche Wahnsinnstaten verursachen. Mit dieser Tat verlieren diese Leute nun endgültig das Recht, sich über Ausschreitungen der Regierungstruppen zu beklagen, denn jetzt fängt man an, endlich zu begreifen, daß die Wut der Regierungstruppen gegen Spartakus nicht ganz unberechtigt ist! Gegen den Kampf des Geistes hätte niemand etwas einzuwenden, der Gewalt aber wird Gewalt entgegengesetzt! Hoffentlich gibt den Herren Kommunisten und terrorwütigen Unabhängigen auch die Demonstration der Breslauer kaufmännischen Angestellten und der Festbesoldeten zu denken. Nur aus dem Erwachen des Volkes gegen seine Peiniger kann der spartakistischen Hydra ein Herkules erwachsen.

Nur schwer ist unter solchen inneren Verhältnissen die Organisation des Widerstandes gegen einen Gewaltfrieden möglich. Aber auch hier muß die Arbeit geschafft werden. Die von der Deutschen Demokratischen Partei Breslau gemeinsam mit den übrigen staatserhaltenden Parteien einberufene Protestversammlung im Zirkus Busch am vergangenen Sonntag ist erfolgversprechend. Hoffentlich erwacht die Bevölkerung auch hier aus ihrer Apathie. Denn der Scheideweg, vor dem wir stehen, führt in jedem Fall auf unbekanntem Boden zu einem noch nicht geklärten Ziel.

Argus.

Das Mitbestimmungsrecht der Angestellten und Festbesoldeten.

Von Karl Konitz-Breslau.

Endlich! Ein Aufatmen der Erleichterung ging am Dienstag durch alle Kreise der Angestellten, Beamten und Lehrer darüber, daß es auch in ihren Kreisen noch Männer der Tat gab, Männer, die sich hinausstellten, um einmal zum Ausdruck zu bringen, daß es neben einem Häuflein Kommunisten in Breslau auch noch andere Kreise der arbeitenden Bevölkerung gibt, die das Recht haben, ein Mitbestimmungsrecht für sich in Anspruch zu nehmen und die Beachtung ihrer Lebensinteressen und Wünsche zu fordern. So mancher in der Stadt mag etwas große Augen gemacht haben, als er die gewaltige und eindrucksvolle Kundgebung der Festbesoldeten an sich vorüberziehen sah, gibt es doch leider besonders in diesem Kreise eine große Zahl, die durch nichts aus ihrer Ruhe aufgerüttelt werden kann, die energielos die Dinge laufen lassen, wie sie eben wollen, und die das Schmachvolle und Verwerfliche ihres Verhaltens nicht einmal so recht begreifen können. Und die Schlafmützen, die nichts gemerkt hatten von der Stimmung im Kreise der Lehrer, Beamten und Angestellten, sie werden von dem spontanen Ausdruck des Willens, sich unbedingt des Mitbestimmungsrechtes zu versichern, etwas überrascht worden sein; hoffentlich aber in einer Form, daß sie es vorziehen, nun nicht gleich wieder die Zipfelmütze über den Kopf zu ziehen, sondern einmal mit offenen Augen den Dingen zuzusehen. In unbedingt Achtung gebietender, eindrucksvoller Weise brachte die in musterhaftester Ordnung und Ruhe verlaufene Demonstration der Festbesoldeten zum Ausdruck, daß die Angestellten, Beamten und Lehrer unbedingte Beachtung ihrer Wünsche und Rechte fordern, und daß sie durch niemanden an Stelle der glücklich gestürzten Klassenherrschaft eine andere nicht minder drückende setzen lassen. Nichts liegt den Kreisen der Festbesoldeten ferner, als Rechte der Arbeiter nur im mindesten zu beschneiden: auch sie arbeiten, um ihr Leben zu fristen, und es ist in weiten Kreisen nur zu bekannt, daß sie ihr Leben nicht in „glänzender“ Weise fristen, sondern heute wirtschaftlich weit unter den Handarbeitern stehen. Die Festbesoldeten wollen zusammen arbeiten, sie wollen ihr Bestes einsetzen, um in dem aus tausend Wunden blutenden Vaterlande wieder zu friedlicheren und glücklicheren Zeiten zu kommen, sie fordern keine „Sonder“rechte, aber unbedingt gleiche Rechte mit anderen! Und die weitaus große Menge der Arbeiter wird den anderen arbeitenden Kreisen dieses gleiche Recht auch nicht vorenthalten wollen; wenn ein kleines Häuflein Irregeleiteter versucht, sich Sonderrechte anzumaßen oder eine Diktatur aufzurichten, so müßte ihm zum Ausdruck gebracht werden, daß diese Forderung energischen Widerstand hervorrufen wird. Was war nun geschehen? Wir wollen nicht damit rechten, ob der Volksrat recht daran getan hat, am 9. April der Forderung einer Minderheit nachzugeben; wenn diese Minderheit aber versuchte, in einer Frage von grundlegendster Bedeutung allein Bestimmungen treffen zu können, so mußte der aufgespeicherte Unmut im Kreise der Angestellten, Beamten und Lehrer sich Luft verschaffen; und es bedurfte hierzu wahrlich nur noch einer Kleinigkeit. Man hatte versucht, den Festbesoldeten das Mitbestimmungsrecht zu rauben, man hatte geglaubt, in der Frage der Bildung von Arbeiterräten aus eigener Machtvollkommenheit eine Wahlordnung fertigen zu können, ohne zu beachten, daß auch die Beamten und Lehrer und die kaufmännischen Angestellten ein gewaltiges Interesse daran haben, in diesen Arbeiterräten nicht nur vertreten, sondern in einer ihren Bedürfnissen und Wünschen entsprechenden Weise vertreten zu sein. Dieses Verhalten wirkte auf die Festbesoldeten wie ein Faustschlag, und sie haben keinen Moment gezögert,

M 108 — 29. 4. 19

den Schlag in gebührender Weise zu parieren. Beruhigend wirkte es weder, daß man ihnen im Volksrate bei den ersten energischen Vorstellung gütigst „beratende" Stimmen einräumen wollte, beruhigend auch keineswegs, daß sie erfahren mußten, daß zu den Berufenen und Auserwählten zur Beratung einer Wahlordnung für die Arbeiterräte neben vier Mehrheitssozialisten nur vier Vertreter der Kommunisten und unter diesen ausgerechnet Herr Hirsch aus Berlin gehörte! Und neben diesen den Festbesoldeten „beratende" Stimme — ist es nicht eine ungeheuerliche Zumutung gewesen?! Sie wurde natürlich sofort abgelehnt, und man war durchaus geneigt, der Frage nach der Masse, die hinter der Forderung auf stimmberechtigte Zuziehung geeigneter Vertreter stände, nicht mißzuverstehende Antwort entgegen zu setzen. 24 Stunden und kurze Aufrufe in den Zeitungen genügten, um eine Kundgebung zustande zu bringen, die in ihrer Mächtigkeit hoffentlich von nachhaltigstem Eindruck gewesen ist. 6—8000 Personen, schätzte man von amtlicher Seite, waren zu der Demonstration erschienen, und die Festbesoldeten begnügen sich gern mit dieser Feststellung, weil sie schon eine eindrucksvolle Sprache redet. Wer aber die ungünstige Witterung berücksichtigt, die der Demonstration beschieden war, und wer gesehen hat, wie viele Personen sich durch diesen Umstand allein schon auf dem Schloßplatze von dem Zuge nach dem Rathause abhalten ließen, der wird zugeben müssen, daß außerordentlich beachtliche Reserven der Festbesoldeten verblieben sind, die zu ihrer Verfügung stehen werden, wenn die Notwendigkeit sich ergeben sollte, die zwei- oder dreifache Zahl auf die Beine zu bringen. Und des Eindruckes der Demonstration konnte sich auch der Vorstand des Volksrates nicht entziehen, der aus dem Munde der Herren Dr. Krüger und Konitz die Forderungen der Festbesoldeten entgegennahm. Herr Oberpräsident Philipp, der die Verhandlungen leitete, gab seiner Freude Ausdruck, daß sie endlich den Weg zum Volksrat gefunden hätten, leider erst jetzt, nachdem der Volksrat sich einer Minderheit habe beugen müssen. Deshalb darf auch die Schuld an den Beschlüssen vom 9. April nicht dem Volksrat zugeschoben werden, sondern der gleiche Teil Schuld treffe die Bürgerschaft, die sich jetzt erst auf ihre Rechte besinnt. Er erkannte die vorgebrachten Wünsche seinerseits als vollkommen berechtigt an; der Zentralrat werde sich in nächster Zeit neu konstituieren unter Einordnung der Vertreter der Arbeiter, der Beamten und der Festbesoldeten. Die Forderungen der Angestellten wurden sofort in zufriedenstellender Weise erfüllt, und bereits am Mittwoch vormittag fanden Beratungen der Delegierten der Festbesoldeten mit dem Volksrate statt, die zur Aufstellung eines zweiten Wahlordnungsentwurfes führen. In ihm sind die Wünsche und berechtigten Interessen aller arbeitenden Kreise unbedingt gewahrt, für niemanden sind Sonderrechte geschaffen, aber es ist auch dafür gesorgt, daß nicht eine kleine Gruppe der Mehrheit ihren Willen aufzwingen kann. Der Entwurf der Wahlordnung lautet wie folgt:

1. In allen Betrieben (Unternehmungen jeglicher Art, öffentliche Anstalten, Büros usw.) mit mehr als 200 Wahlberechtigten wird durchschnittlich auf je 300 Wahlberechtigte ein Mitglied zum Arbeiterrat gewählt.
   Die Wahlberechtigten kleiner Betriebe, die keinen selbständigen Wahlkreis bilden, werden innerhalb der Stadt Breslau getrennt nach Berufsgruppen zu einem Wahlkörper zusammengeschlossen, der auf je 300 Wahlberechtigte ein Mitglied zum Arbeiterrat entsendet.
2. Die Wahl ist in allen Fällen frei, gleich, geheim und direkt, und findet nach dem Verhältniswahlsystem statt.
3. Wahlberechtigt sind:
   a) alle Personen beiderlei Geschlechts über 18 Jahre, welche gegen Lohn oder Gehalt beschäftigt sind, sofern ihr Jahreseinkommen aus dem Arbeitsverhältnis 10000 Mark nicht übersteigt.
   b) die Erwerbslosen.
4. Wahlausweise:
   a) Der Wahlausweis für Arbeiter, Angestellte und Beamte wird vom Arbeitgeber oder der Behörde ausgestellt.
   b) Für Erwerbslose gilt die Erwerbslosenkarte oder die Bescheinigung der Fachorganisation als Wahlausweis. In beiden Fällen sind diese Ausweise nur gültig zusammen mit dem Krankenkassenbuch, der Karte der Angestelltenversicherung, oder Invalidenversicherung oder polizeilicher Legitimation.
5. Die Arbeiterräte der Stadt vereinigen sich zu einer Vollsitzung und wählen nach dem Verhältniswahlsystem den Vollzugsrat von 15 am Orte beschäftigten Mitgliedern. Wählbar sind Personen beiderlei Geschlechts, die das 18. Lebensjahr überschritten haben, auch wenn sie nicht das Wahlrecht zum Arbeiterrat haben.
   a) Jeder Arbeiterrat beruft, wenn möglich, alle 14 Tage Betriebsversammlungen seiner Wähler ein, in denen er über seine Tätigkeit Bericht erstattet. Die Mitglieder des Vollzugsrates haben zu allen Betriebsversammlungen Zutritt.
   b) Der Vollzugsrat ruft nach Bedarf, möglichst alle 30 Tage, eine Vollsitzung des Arbeiterrats ein, in der er über seine Tätigkeit Bericht erstattet.
6. Der Vollzugsrat konstituiert sich selbst und wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden, einen stellvertretenden Vorsitzenden, einen Schriftführer und Stellvertreter. Beschlüsse werden mit einfacher Mehrheit gefaßt.
7. Die Vollsitzung ist öffentlich.

Die Entscheidung wird nunmehr am Sonnabend folgen. Die Ausschüsse der Festbesoldeten werden zur Stelle sein, und sie hoffen, daß eine Basis gefunden wird, die gleiches Recht allen Kreisen sichert.

Oberschlesien.

(Von unserem nach Oberschlesien entsandten —y—-Mitarbeiter.)

Als die fetten, schwarzen Felder des schlesischen Mittellandes, das der Zug durcheilte, immer mehr schwanden, erinnerte mich die lehmig graue Ackerkrume, daß ich mich bereits auf oberschlesischem Boden befand, ebenso die auf den Stationen zusteigenden Reisenden in ihrer eigentümlichen Landestracht. Ich begab mich in die vierte Wagenklasse und kam just in einen Wagen, in dem Flugblätter der Freien Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens verteilt wurden. Diese Propaganda war natürlich bald eine willkommene Anregung zur Erörterung der politischen Zugehörigkeitsfrage Oberschlesiens, an der sich alle Mitreisenden lebhaft beteiligten. Es ging für und wider. Die größere Mehrheit, das war das schwache Geschlecht, erklärte es doch mit lakonischer Weisheit: „Wir gehen dorthin, wo wir am meisten zu essen haben." — In Leschnitz befand sich unter den Zusteigenden ein zerlumpter Ziehharmonikamusikant, der auch hier in der Eisenbahn seine „Kunst" nicht zu unterdrücken vermochte. Und so spielte er im Angesicht des St. Annaberges, des Wahrzeichens Oberschlesiens, das polnische Nationallied: „Noch ist Polen nicht verloren" — und sammelte milde Almosen dafür ein.

Für viele Oberschlesier ist die Zugehörigkeit zu Polen zwar direkt selbstverständlich, doch ist dies nicht die Mehrheit, wenngleich die Deutschfreundlichkeit der großen Masse zu wünschen übrig läßt. Allein, seitdem die wüste Hetzarbeit der großpolnischen Agitatoren nachgelassen hat, besinnt sich das Volk. Der an Polen hängende Teil des Volkes glaubt mit der dem Oberschlesier eigenen Beharrlichkeit an die goldenen Berge und gebratenen Tauben des wunderbaren Schlaraffia „Polen". Ein leerer Wahn, der, wenn man näher auf ihn eingeht, unbegründet bleibt. Höchstens eine Antwort, die ich recht oft zu hören bekam: „Wir wissen, was uns bei Preußen erwartet, aber nicht bei Polen, dem Lande der Zukunft." — Das alte Märchen vom Sprichwort: „Wo du nicht bist, da wohnt das Glück." Nach den von mir gemachten Erfahrungen wäre eine Abstimmung über den Zugehörigkeitswillen der oberschlesischen Industriebevölkerung ein ungerechtes Verfahren, da mir eine derartige politische Unselbständigkeit, wie in Oberschlesien, nirgends begegnet ist. Aus Sensation läuft die Arbeiterschaft den großpolnischen Hetzern nach; stellt man die Arbeiter zur Rede, so bleiben sie die Antwort schuldig, die öffentliche Ueberzeugung wankt, wie ein Schilfrohr. Dazu kommt dann noch, daß ein nicht zu unterschätzender Teil des Volkes, die Gewerbetreibenden, sich völlig neutral verhalten, da, wie man mir immer wieder sagte, die Entscheidung des Volkes für ihre Existenz allein ausschlaggebend sei.

Das schwierigste Problem, das im oberschlesischen Industriebezirk der Auflösung harrt, ist die Ernährungsfrage. In ihr allein ist der Grund zu allen Gärungen, Tumulten und blutigen Ausschreitungen zu suchen. Spartakus und Polenagitation wirken wohl mit, sind aber nie Anreger, sondern suchen nur den Funken zur Flamme zu schüren. Die teilweise berechtigte Aufregung des Volkes suchen sie für ihre Zwecke auszubeuten und hetzen darum weidlich. Doch so leicht beißt das Volk nicht den lockenden Köder an, und daher ist es zu erklären, daß im Industriebezirk trotz der überaus zahlreichen, jetzt fast alltäglichen Ausschreitungen weder Bolschewismus noch Polen regieren. Das ist immerhin erstaunlich, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung von allen Seiten aufgestachelt und sie schließlich nervös wird. Nun kommt noch hinzu, daß die oberschlesischen Ernährungsverhältnisse wirklich nicht glänzend sind, und daß dann für die mühsam herbeigeschafften Lebensmittel oft recht hohe Preise gefordert werden müssen. Und so kommt es zu Hungerrevolten, die schließlich von radikalen Elementen zu politischen Ausschreitungen gestempelt werden. Aber im allgemeinen ist die Industriebevölkerung nicht so revolutionär, wie man annehmen möchte. Das beweist schon der Umstand, daß es hier dem November-Umsturz vollständig ruhig zuging, während schon Monate vorher die großen Hungerrevolten, die in allgemeinen Plünderungen der Geschäfte ausklangen, die immer wiederkehrende Forderung der oberschlesischen Industriebevölkerung nach einer ihrer Arbeitsleistung genügenden, sicheren Lebensmittelversorgung recht drastisch zum Ausdruck gebracht wurden.

Politische Glossen.

Nein!

Der „Vorwärts" schreibt: Der diplomatische Havas-Bericht läßt als Bedingungen, die Deutschland im Friedensvertrag auferlegt werden sollen, u. a. folgende erscheinen: Frankreich erhält dauerndes Eigentum an den Saarkohlenbergwerken, das Saargebiet wird für 15 Jahre unter französisches Gesetz und internationale Verwaltung gestellt, wird von der Vertretung im deutschen Parlamenten ausgeschlossen und darf dann über seine Staatszugehörigkeit entscheiden. Deutschland soll im ganzen in Jahresraten 125 Milliarden Frank zahlen und außerdem jährlich 4 Milliarden Frank für französische Militärpensionen. Die Rheinbrücken und ein 50 Kilometer breiter Abschnitt rechts des Rheins sollen 15 Jahre lang (also bis 1934) besetzt bleiben.

Die Entente ist im Irrtum, wenn sie glaubt, daß es irgend eine deutsche Regierung gäbe, die solche Friedensbedingungen unterschreiben könnte. Wollen die gegenwärtigen Machthaber drüben sie durchführen, so werden sie die Sache selber in die Hand nehmen müssen. Sie müssen sehen, wie sie mit den Bewohnern des Saargebiets fertig werden, die deutsch sind und deutsch bleiben wollen, und sie mögen selber erfahren, daß die in Vorschlag gebrachten Beträge von uns nicht hereinzubekommen sind, selbst wenn man uns das letzte zerrissene Bettuch unter dem Leibe und die letzten Stiefel von den Füßen zieht.

Die Entente kann diese Friedensbedingungen durchführen, wie gesagt, wenn sie es kann. Aber keiner deutschen Regierung soll man zumuten, zu erklären, daß dies ein Rechtsfrieden sei, auf den sich Europas dauernde Ruhe gründen könne, und daß es überhaupt ein durchführbarer Vertrag sei. Denn das wäre eine Erklärung wider besseres Wissen, und man soll die deutsche Politik, von der man vor der Revolution sagte, daß sie unehrlich sei, nicht nach der Revolution zu einer Erklärung zwingen wollen, die nicht ehrlich sein könnte. Wenn wir schon zugrunde gehen sollen, so wollen wir es lieber in Aufrichtigkeit und Ehre als in Lüge und Schande tun.

Zu der Antispartakusdemonstration der Sozialisten schreibt die „Breslauer Zeitung": „Der Bruderstreit im Hause der Sozialisten sollte am gestrigen Sonntag durch eine Machtprobe auf dem Schloßplatze für Breslau zu einer gewissen Entscheidung gebracht werden. Die Entscheidung ist aber für beide Seiten, die Veranstalter, für die Unabhängigen mit Spartakus im Bunde wie für die gemäßigte Sozialdemokratie nur die gewesen, daß ihr Aufruf der Massen längst nicht den Erfolg gehabt hat, den sie erhofften. Die weiter unten mitgeteilte Resolution der Mehrheitssozialisten spricht von 10 000 Demonstranten. Es läßt sich schwer abschätzen. Jedenfalls aber war der Schloßplatz nicht überfüllt, obgleich sich schon gegen 9 Uhr die ersten Teilnehmer sammelten."

Der Berichterstatter, der dieses verzapfte, scheint in doppelter Beziehung blind gewesen zu sein. Erstens hat er den Zweck der Uebung am Sonntag vormittag völlig verkannt und zweitens scheint er die Zehntausende nicht gesehen zu haben, die außer den von ihm bezweifelten 10 000 Demonstranten der Mehrheit anwesend waren. — Ob die „Breslauer Zeitung" mit einem hämischen Bericht überhaupt der Bekämpfung des Spartakismus dient? Sie steht dabei fast im Bunde mit der „Schlesischen Tagespost". Dieses Blatt setzt entweder aus Gemeinheit, Dummheit oder Niedertracht ein Ausrufezeichen in Klammern hinter die Stelle, daß nur die jetzige Regierung das Volk aus dem Elend retten kann und bezeichnet die Ausführungen der Resolution gegen den Terror von links als genugsam bekannte Phrasen! Die Spartakisten werden zum 1. Mai der „Schlesischen Tagespost" eine Dankdeputation für die Vertretung ihrer Interessen ins Haus senden.

Sowas gibt's auch noch. Nr. 29 des Regierungsblattes für Sachsen-Weimar-Eisenach verkündet: „Die provisorische Republikanische Regierung von Sachsen-Weimar-Eisenach hat die Entschließung gefaßt, dem Herrn Weingroßhändler Krehan sowie Herrn Philipp Lämmerhirt in Weimar den Titel „Sachsen-Weimarischer Kommerzienrat" zu verleihen."

Das neueste auf dem Gebiete der Revolution: Republikanische Kommerzienräte. Und da gab es auch noch Leute, die glaubten, der Titelunfug sei endgültig vorüber. Aber es muß, scheint's, immer noch Ländle geben, die ihre eigene Revolution haben müssen.

(Nachdruck verboten.)

Die Maus.

Von Walther Marczewski-Breslau.

Eigentlich sollte man hinaus in die lachende Frühlingssonne. Da fällt mir aber eine Geschichte ein, so deutlich mit all ihren Einzelheiten, daß es schade wäre, sie nicht frisch aufs Papier zu bannen.

Also: Da war, gegenüber einer Kirche, in einer engen und finsteren Gasse, ein altes, mürrisches Gebäude. Mit übergroßen und überhohen Zimmern. Einer ganzen Reihe von Räumen. Die lagen in einer Flucht in jedem Stockwerk und waren Pastorenwohnungen.

Dort lebte im ersten Stockwerk, seit ein paar Stunden, etwa um den Nachmittag mochte sie eingezogen sein, eine Maus. Wie sie dahin gekommen, wußte sie selber kaum mehr. Nur, daß sie in einer Ecke des Schlafzimmers der Wohnung saß und zitterte. Ihre Eltern und Geschwister hatte sie an dem Tage verloren. Die waren, weiß Gott wohin, verstreut. Wahrscheinlich lebten sie nicht mehr. Daß aber die kleine Maus gekommen war, beim Pastor Trost für das Sterben der Ihrigen zu holen, scheint uns recht zweifelhaft!

Nun, unsere Maus war eine ganz gewöhnliche Hausmaus, mus musculus hieß ihr Name für den Gelehrten. Trotzdem war sie aber recht harmlos. Wer sie in ihrem Winkel hätte sitzen sehen, die Ohren angedrückt, so daß sie die Augen bedeckten, zitternd, und hin und wieder einen leisen Pfiff ausstoßend vor Furcht, dem wäre es nie eingefallen, daß sie eine so große Rolle zu spielen berufen war. Sie hatte noch nicht einmal gewagt, sich nach etwas Eßbarem umzusehen. Wahrhaftig, sie hätte auch nichts gefunden. Sie war in einem Schlafzimmer, und dort herrschte, ebenso wie in der ganzen Wohnung, fanatische Sauberkeit.

Ja, aber der Pastor!

Der war ein baumlanger Herr mit kräftigen, energischen Bewegungen, gutmütigen Agen und einem etwas zu großen Munde, der dem Gesicht etwas Schauspielerhaftes gab. Ein schwarzer Hut mit gewaltiger Krempe hätte es vollauf bestätigt, wenn nicht die feierliche schwarze Kleidung gar zu sehr an das Pastorenherkömmliche erinnert hätte.

Ein gewaltiger Redner — mit einem großen eigenen Gedankeninhalt und eigenen Predigten, dem es kein Mensch übelnehmen konnte, daß er einmal, versteht sich aus christlicher Nächstenliebe, die Veranlassung zum Verschwinden eines Kollegen gegeben hatte, der, man denke sich den Frevel in seiner ganzer Wucht und Schwere, es fertig gebracht hatte, der Gemeinde die Predigten anderer einfach wörtlich vorzulesen. Man war doch strebsam! Und neben dem lieben Gott gibt es doch außerdem noch vorgesetzte Behörden. In erster Linie natürlich! Und der gute Ruf! Und das Angenehmsein vor den Menschen! Und die zahlenden Konfirmanden! Man muß doch an alles denken! Na, ihr versteht das nicht! Man will doch auch leben! Je besser je lieber!

Na, aber sonst war er ein guter Pastor, und stand mit dem lieben Gott in recht vertrautem Duzverkehr.

Der — „natürlich nicht der liebe Gott" — saß an diesem Abend mit seiner Frau im Wohnzimmer und memorierte im stillen die Predigt, die er am nächsten Morgen halten sollte. Seine Blicke glitten dabei liebevoll im Zimmer auf und ab, blieben auf dem Ofen hängen und hüpften plötzlich nach der künstlerisch gezierten Bordkante der Tapete, als es klingelte.

Eine Freundin seiner Frau kam zu Besuch. Ausgerechnet noch so spät. Gott, man wollte doch ausruhen zur Predigt. Der Pastor empfahl sich und ging ins Schlafzimmer.

Und Hülle um Hülle fiel, hastig, denn er war in nicht geringem, verricht sich ungezeigtem Aerger, gegangen, bis er in seiner ganzen nackten Menschlichkeit vor seinem Bette stand.

Unwillig nahm er sein Nachthemd, stülpte es über. Rieb die ausgekühlte Leinewand an seinem warmen Körper. Knöpfte mit unchristlichem Brummen die Knöpfe zu. Steckte in die an der linken Seite befindliche Tasche das Schnupftuch, schwang sich mit kurzem Entschlusse ins Bett, zog sich die Decke rasch über, und klopfte sie hastig an seinen Körper. Die Federn der Matratze konnten sich erst gar nicht beruhigen. So ungestüm brachte der Pastor seine Gebeine zur Ruhe.

Von dem Lärm erschreckt überlief die kleine Maus in ihrer Ecke ein noch heftigeres Zittern. Sie rannte verzweifelt ein paar Schritte auf und ab, und blieb zuletzt, mit ihren angedrückten Ohren wiederum die Augen bedeckend, unheimlich ruhig sitzen.

Allmählich verebbte der Lärm im Bette. Nur noch ein paarmal ein wohliges Dehnen der Glieder und mit frommer Miene bereitete sich der Pastor zum Schlummer vor, nicht ohne rasch im Geiste alle Schlaglichter seiner Predigt noch einmal zu durchkosten. Ganz so, wie man einen guten alten Wein andächtig mit den frömmsten Gedanken über die Zunge gleiten läßt. Und allerlei Erinnerungen an gute Tropfen kamen zu ihm. Er schnalzte mit der Zunge. Verscheuchte aber gleich darauf mit unwilliger Handbewegung diese fleischliche Anwandlung. Und, um sich ganz von dem trotzdem immer wieder neu aufdrängenden Gedanken zu befreien, murrte er nicht ganz ohne Entsagung halblaut aus seiner Predigt:

„So vernehmet denn in Andacht die Worte, so wir im Evangelium Lucä im 21. Kapitel, Vers 25 und 26 also verzeichnet finden: Und es werden Zeichen geschehen an der Sonne, und Mond und Sternen; und auf Erden wird den Leuten bange sein, und werden zagen, und das Meer und die Wasserwogen werden brausen."

Und so eingesponnen war er von den immer lauter werdenden Worten, daß er überhörte, wie die geängstigte kleine Maus einen ersten Verzweiflungsgang im Zimmer versucht und am Fußende seines Bettes angekommen war. Dort hielt sie, dicht an den Bettpfosten geduckt, an.

Dann kamen noch, immer leiser werdend, denn der gute Pastor war nahe daran, einzuschlafen, die Worte aus den Kissen:

„Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht, und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen auf Erden . . ."

In das langsame Hinüberdämmern des Pastors drangen auf einmal leise, pfeifende Töne, zitternd und abgerissen. Er horchte angestrengt, mit angehaltenem Atem, in unbestimmter Furcht. Hielt in den Händen krampfhaft die Bettzipfel, während aus allen Poren seines Körpers kalter Schweiß brach.

Eine unheimliche Ruhe!

Und die Worte liefen zischend durch seinen Kopf, dieselben, die er noch eben aus dem Evangelium hergesagt:

„Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen . . . ."

Nichts! Da auf einmal wieder: jetzt noch viel näher das gräßliche, zitternde, kleine Pfeifen. Wie wenn ein verängstigter kleiner Vogel neben seinem Bette säße. Ruckweise, klagend. Und immer und immer wieder.

Wie lange es schon anhielt!

Da schoß ihm ein Gedanke ins Hirn! Das waren Mäuse! Nichts wie Mäuse. Um alles in der Welt nur das nicht. Nur nicht diese kleinen, ekligen Tiere. Diese gefürchteten Feinde aller, selbst der tapfersten Menschen. Die alles annagten: Möbel, Bücher und Teppiche. Die selbst in Schuhe kriechen konnten, zu nisten. Den Pastor überlief ein Angstschauer nach dem andern. Er verging fast vor verhaltenem Atem. Wenn sie in seinen Schuhen?!

Da gab ihm die Angst einen Anfall von Mut, und mit einem jähen Ruck setzte er sich im Bette auf, daß die Federn der Matratze unter ihm jammerten und stöhnten.

In all dem Lärm hörte er noch ganz deutlich sich eilig entfernende, leise, hastende Tritte, die in einem Winkel still blieben.

Mit hastigem Griffe riß er, in einem erneuten Anfalle ängstlichen Mutes, seine beiden Schuhe an sich, feste, gewichtige Pastorenschuhe, und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten!

Er wartete vergebens. Eine entsetzliche Viertelstunde, eine noch entsetzlichere halbe Stunde, und eine ganz entsetzliche ganze Stunde. Aber keine Dinge kamen.

Da wagte er erst schüchtern und dann fast heldenhaft laut in der unheimlichen Stille nach seiner Frau zu rufen. Wie die Tür aufging, fiel ein breiter Lichtstreif über das Bett. Und wie seine Frau vor ihm stand, erstaunt auf den kampfbereiten Gatten blickend, da brachte er es sogar fertig, mit zur Ruhe gezwungener

Wie uns das Ausland sieht.

1 Mark = 40 Centimes.

Wir lesen in der „Basler National-Zeitung" u. a.:

„Die Feststellung, daß augenblicklich in der Schweiz eine deutsche Reichsmark nur knapp noch vierzig Centimes gilt, ist nicht etwa eine Bemerkung, die bloß in den Handelsteil einer Zeitung gehört, sondern ein politisches Ereignis, das recht ernsthaft genug genommen werden darf. Eine tiefe Hoffnungslosigkeit prägt sich in dieser Ziffer aus, ein Verzweifeln an der Zukunft eines großen Volkes, dem auch seine ärgsten Feinde bisher nicht den Willen zur Arbeit und den Fleiß absprechen konnten. Die Proklamation der Räterepublik in Bayern, die anwachsenden Streiks im Lande, das tiefe Empfinden der Massen, daß Weimar sie nicht zu retten vermag (? D. Red.), der bereits angekündigte neue große Ausstand in Berlin, der sicherlich zu neuem Bürgerkrieg führen wird, die 30 000 regierungstreuen Soldaten, die Noske zusammenzieht, um mit Gewalt zu retten, was nie mit Gewalt gerettet werden kann — sie sind neue Beweise für die völlige Ohnmacht und Zerrüttung des deutschen Volkes. Man darf Wolff ausnahmsweise glauben, wenn er darauf hinweist, daß die weiteren Sendungen der Entente nicht mehr von Deutschland bezahlt werden können, falls die deutsche Arbeit keine Tauschwerte liefert und wenn er durch jenen Hinweis den Streik in den Kohlenrevieren gerne beendigen möchte.

Aber was helfen solche Wahrheiten, hinter denen nicht Wille und Kraft eines Volkes stehen? Der Bolschewismus hat alles auf die Karte gesetzt, daß die Entente ebenfalls in die Weltrevolution hineingerissen werde, und deshalb wirken Hinweise auf die augenblicklichen Schwierigkeiten kaum sehr beweiskräftig; die besiegten Völker hoffen eben, durch ihr Beispiel auch das Proletariat der Sieger mitzureißen und dann von dem Drucke der Blockade, der Entschädigungen und Abtretungen erlöst zu werden. Ein dumpfes Gemenge von Verzweiflung und Erwartungen beherrscht sie; dies Eine scheint ihnen gewiß, daß das Leben in der ihnen von den Pariser Imperialisten zugedachten Form nicht mehr lebenswert ist, und mit Verzweifelnden läßt sich nicht kalt und nüchtern behandeln. Jedenfalls ist es nicht abzuleugnen, daß Deutschland von Stufe zu Stufe sinkt — genau so wie der Preis seines Geldes. Wie an einem Thermometer läßt sich seine tödliche Erschöpfung, sein Chaos, seine wirtschaftliche, politische und sittliche Verwilderung darauf ablesen.

Die Atomisierung, von der man in Rußland erschreckende Beispiele sah, vollzieht sich unwiderstehlich auch in den Gebieten der deutschen Sowjets. Wenn jene Entwicklung weitertreibt, und vorerst sieht man keine Macht, die dies zu verhindern vermöchte, dann verwandelt sich Deutschland in eine Trümmer- und Ruinenstätte, mit der die Alliierten nicht verhandeln und der sie keine Kriegsentschädigung aufzulegen vermögen. Rußland würde dabei insofern noch günstiger daran sein, als es wenigstens in Lenin einen autoritären Führer seiner Revolution besitzt, der vorerst der deutschen Anarchie noch fehlt.

Wilson hätte über Lenin gesiegt. Er hat nicht über ihn gesiegt. Er hat sich redlich bemüht, gegen den Imperialismus anzukämpfen, mag da und dort kleine Erfolge erzielt haben, die im Dunkel des Konferenzzimmers groß schienen — aber darüber verstrich die Zeit, schwand das Vertrauen, kam jene Stimmung des Zornes und der Selbstvernichtung auf, die heute riesengroß in allen Nationen der Besiegten wohnt. Wir wissen nicht, ob die Sieger tatsächlich vor ihr gefeit sind, wie sie anzunehmen scheinen, und wir gestatten uns, dies zu bezweifeln. Doch sogar in diesem, dem günstigsten Falle ist es unerfindlich, was die Alliierten mit dem riesigen, in Gärung befindlichen Stück Welt vom Rhein bis zum Kaukasus beginnen wollen. Mit Kriegsentschädigungen, Annexionen und der Unterstellung unter die Kriegsgesetze, wie sie die französische Besetzung jetzt im Saargebiet versucht, geht es auf die Dauer gewiß nicht. Dieser Zwang wird am Ende versagen, so wie der Zwang der Bolschewiki versagt. Er kann da und dort die politische Macht äußerlich festhalten, auch dies nicht für lange, aber er kann keine Werte erzeugen, keine erträgliche Form des Lebens, keinen Frieden herbeiführen. Und schließlich will die Welt einen wirklichen Frieden, was man gerade auf einer Friedenskonferenz begreifen sollte.

Gibt es einen Halt auf der schiefen Ebene? Man wird sehen. Einstweilen bemerkt man, daß der Markkurs von vierzig Centimes der Entente gar keine Freude bereitet. Kein Wunder: denn der Feind von gestern soll der Zahler von morgen sein, und wenn im Kartenhause der Papiermilliarden eine Karte wankt, so kann das ganze Haus umfallen.

Prinz Heinrich von Preußen. Bei dem Prinzen Heinrich von Preußen, der in Hemmelmark bei Kiel wohnt, wurden der „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung" zufolge bei einer Haussuchung unter anderem 20 Infanteriegewehre, 30 Seitengewehre, eine große Menge Patronentaschen, zwei Kisten mit je 25 Handgranaten, 1350 Schuß Gewehrmunition beschlagnahmt. Die Waffen sollen am 8. April nach Hemmelmark gebracht worden sein. Der Vollzugsrat fordert zusammen mit vielen Arbeitern eine Untersuchung der Angelegenheit und ein Eingreifen durch Noske.

Man wird die Untersuchung über die Ursachen des Arsenals abwarten müssen, ehe der Verdacht der versuchten Stärkung irgendwelchen reaktionären Putsches geäußert wird. Jedenfalls verdienen im Zusammenhang mit diesem „Fund" die scharfen gegenrevolutionären Forderungen, die der Prinz vor einiger Zeit erhob, lebhafte Beachtung.

Schuld und Sühne. Reuter meldet aus Konstantinopel: Der frühere Gouverneur von Tokat Kiamil Mahmud Pascha wurde der Mitschuld an den armenischen Massakres schuldig befunden und in Stambul aufgehängt. Der frühere Kommandant der Gendarmerie erhielt 15 Jahre Gefängnis.

Es sind dies die armenischen Massakres, die seinerzeit vom Auswärtigen Amt abgeleugnet wurden, weil wir doch auf unsere türkischen Verbündeten nichts kommen lassen konnten. So ließ eine christliche Regierung ein in seinem Glauben treues Christenvolk zu Tausenden hinschlachten, ohne auf die Bestrafung der Schuldigen zu sehen, bis die Entente sich jetzt der Sache annahm.

Ostern.

Ostern lacht im Frühlingskleide,
Blau der Himmel, grün die Bäume.
Doch, was man im alten Leide
Sich erhoffte durch süße Träume —
Weil der Mensch doch hoffen muß,
Macht zunichte Spartakus.

Keinen Frieden, keinen Kuchen,
Weil kein Mehl und Fett im Lande,
Soll man da nicht zornig fluchen, —
Deutschland am Vernichtungsrande!
Und was hilft da beten, fleh'n,
Bringt der Lenz kein Aufersteh'n!

Donnerwetter, kruzifixell!
Wann komm' endlich wir zum Schlusse
Und hau'n kräftig auf den Schnabel
Diesem Stänker-Spartakusse,
Daß er klein wird und ganz zahm —
Uns're Ruhe woll'n wir ha'm!

Nur in Ruhe kann man schaffen.
Sättigen sich und neu erbauen,
Kann erwerben und erraffen
Und der Volkskraft stolz vertrauen,
Erst, wenn Ordnung zu es läßt —
Begeh'n wir froh das Osterfest!

Hannes.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonntagsruhe.

Seit der vor einigen Jahren erfolgten Einführung der Sonntagsruhe sind auch die Stimmen derer nicht verstummt, welche als Gegner dieses sozialen Fortschritts wenigstens noch möglichst viele Stunden am Sonntag für den Handel freigelassen wissen möchten. Als Ueberbleibsel aus einer Zeit, die eine Sonntagsruhe überhaupt nicht kannte, sind denn noch wenigstens der „goldene", der „silberne", der „kupferne" Sonntag gerettet worden, welche für einige Wochen die Sonntagsruhe des kaufmännischen Angestellten illusorisch machen. Im Kriege ist aber ein weiterer Fortschritt gemacht worden; es wurde erreicht, daß am Sonntage sämtliche Büros und Verkaufsgeschäfte, mit Ausnahme des Lebensmittelhandels zu schließen sind. Es geschah dies in der Hauptsache aus Gründen wirtschaftlicher Notwendigkeit, als Gebot der Stunde; nach dem Kriege, nach Wiederauflebung des Handels sollten hier wieder die alten Zustände zurückkehren. Inzwischen kam die Revolution, und die neue Regierung, die nun ans Ruder gelangte, wird sich wohl sicher nicht für Abschaffung der völligen Sonntagsruhe erklären und sehr mit Recht. Es dürfte heute kaum noch eine schwer ins Gewicht fallende Zahl von so wenig sozial Denkenden geben, daß sie dem, eine Woche lang angestrengt arbeitenden Angestellten nicht einen Ruhetag gönnen sollten.

Denjenigen, die das Offenhalten der Geschäfte an einigen Stunden des Sonntags für absolut notwendig halten, zwecks Hebung des Wirtschaftslebens, könnte man ja einen anderen Vorschlag machen. Muß denn gerade der Sonntag der allgemeine Ruhetag sein? Wie wäre es, wenn man, statt allen Angestellten, Arbeitern und Beamten den Sonntag freizugeben, dazu überginge, jedem abwechselnd einen beliebigen Wochentag freizugeben? Dann würden alle jetzt erhobenen Einwände gegen eine völlige Schließung der Geschäfte nichtig; diese könnten dann die ganze Woche hindurch offen gehalten werden, und die Angestellten, die jetzt darauf angewiesen sind, in der kurzen Mittagszeit ihre eigenen Einkäufe zu erledigen, hätten dann einen ganzen Tag Zeit dazu. Dann würde auch einer der Hauptgründe gegen die völlige Sonntagsruhe fallen, nämlich der Einwand, daß, wenn Sonntag alle Geschäfte geschlossen sind, es der Landwirtschaft schwer gemacht wird, ihre Einkäufe in der Stadt zu besorgen.

Auch nach anderer Richtung hin hätte die hier vorgeschlagene Regelung viele Vorteile. Wollte man, ganz streng genommen, Sonntagsruhe für alle Arbeitenden einführen, dann müßten alle großen Verkehrsinstitute, wie Post und Eisenbahn, sowie alle Gasthofsbetriebe am Sonntag den Verkehr einstellen, um ihren Angestellten einen Ruhetag zu gönnen. In der richtigen Erkenntnis der Tatsache, daß sich dies in unserer heutigen Zeit nicht mehr durchführen läßt, ist es bei diesen Organisationen bereits praktisch durchgeführt, ihren Angestellten nicht ausdrücklich den Sonntag, sondern eben irgendeinen der Reihe nach auf sie entfallenden Wochentag freizugeben. Das gleiche ist in den öffentlichen Lesehallen der Fall.

Sogar in England, dem Lande des Puritanismus, wo die Sonntagsruhe am strengsten durchgeführt ist, (so werden an Feiertagen die Postsachen nicht befördert usw.), geht man doch nicht soweit eine völlige Verkehrseinstellung herbeizuführen. Es wird sich im Kriege dort auch manches geändert haben, denn bereits kurz vorher wurden Reformen auf diesem Gebiete verlangt. In Frankreich ist seit der Trennung von Staat und Kirche praktisch ein Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen kaum wahrzunehmen.

Es sind ja lediglich Gründe religiöser Art, die bestimmend waren für die Festsetzung des Sonntags als gesetzlichen Ruhetag. Der Sonntag war der Tag, an dem nach der biblischen Sage, der jüdische Gott, der sich später auch in einen christlichen umwandelte, von der beschwerlichen Arbeit des Welterschaffens ausruhte. Dieser Tag war der Gott geweihte Tag, an dem die Christen zum Besuch des Gottesdienstes verpflichtet waren. Es war daher auch schon lange vor Einführung der Sonntagsruhe üblich, dem Gesinde die zum Besuch des Gottesdienstes nötige Zeit freizugeben; die hierdurch versäumte Arbeit mußte aber nachgeholt werden, evtl. unter Zuhilfenahme der Nachtstunden.

Von anderer als von kirchlicher Seite dürften Einwände gegen die Abschaffung des Sonntags als alleinigen gesetzlichen Ruhetag kaum erhoben werden; und die Kirche wird eben auch hier Konzessionen machen und dem freieren Geist der neuen Zeit folgen müssen, sonst geht das Weltgeschehen über sie hinweg.

Bekanntlich ist auch nicht allen Religionen der Sonntag heilig. Die Juden feiern den Sabbat; dem Moslem ist der Freitag heilig; also herrscht auch hier keine Einheitlichkeit.

Der Abschaffung des Sonntags also als allein geheiligtem Ruhetag stehen keine Bedenken entgegen; aus Zweckmäßigkeitsgründen wäre im Gegenteil eine möglichst baldige Aenderung hierin zu wünschen. Der Kampf zwischen Gegnern und Anhängern der Sonntagsruhe würde dann aufhören. Erstere hätten keine Veranlassung mehr, für besondere Gelegenheiten, wie z. B. große Messen, das Offenhalten der Geschäfte zu fordern; diese wären ja immer offen, und die Angestellten hätten doch einen vollen freien Wochentag.

Diese Neuregelung würde auch eine große Entlastung des Verkehrs zur Folge haben. Während jetzt am Sonntag, als dem einzigen freien Tag, alles ins Freie strömt, um in frischer Luft Erholung zu suchen, und die Verkehrsmittel an diesem Tage kolossal überlastet werden, würde sich dann der Verkehr auf die verschiedenen Wochentage ziemlich gleichmäßig verteilen.

Auch der Einwand, den vielleicht manche machen dürften, daß das Familienleben darunter leiden könnte, entbehrt jeder Unterlage; denn auch heute bereits haben nicht alle Familienmitglieder am Sonntag frei (s. die Angestellten in den Lesehallen, Apotheken, bei der Post und Eisenbahn); bei besonders wichtigen Anlässen ließe sich auch durch Tausch die gewünschte Aenderung herbeiführen.

Der Mehrverbrauch an Beleuchtung und Heizung wäre wohl größer; aber man darf wohl die berechtigte Hoffnung hegen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Frieden sich bessern und einen Mehrverbrauch gestatten werden.

M. K.

Anonyme Zuschriften.

Wir haben in letzter Zeit vielfach wertvolle, leider aber anonyme Zuschriften erhalten. Wir bitten die Einsender, aus ihrer Anonymität herauszutreten, da wir grundsätzlich auf anonyme Zuschriften nicht eingehen. Die Namen der Einsender sind durch das Redaktionsgeheimnis geschützt und werden in keinem Falle bekanntgegeben.

Stimme, lächelnd von dem Vorhandensein einer Maus im Schlafzimmer zu erzählen. Natürlich nur, um in seiner Nachtruhe nicht gestört zu werden, es war ja morgen Predigt, und mußte er frisch sein, wäre es wohl am besten . . .

Für diese Nacht siedelte sie in das Fremdenzimmer über und der Pastor konnte sich auf den wirklich schauderhaft harten Sprungfedern des Sofas tüchtig für die Predigt ausruhen. Seine Frau hat aber im Fremdenzimmerbett bei weitem besser geschlafen.

Am nächsten Morgen wurde die kleine, harmlose Maus in der Küche gefangen.

Na ja, und ich! Ich hätte diese Geschichte, wenn sie mir begegnet wäre, beileibe niemandem erzählt.

Ja, aber der Pastor! Der war halt mutig!!!

Breslauer Stadt-Theater.

„Parsifal".

Durch die Verschmelzung des mittelalterlichen Epos von Wolfram von Eschenbach mit dem Sagenkreis vom heiligen Gral gestaltete Wagner unter Ausschaltung alles unwichtigen Beiwerks eine ruhig und stetig sich aufbauende Handlung, deren Seele der Gral ist, jenes „Gefäß von wundertätigem Scheine", das einst dem Heiland beim Abendmahl diente, und das bei der Kreuzigung sein Blut aufnahm. — Weihevoll und von mystischem Zauber sind die Vorgänge in und vor der Gralsburg, und die Stimmung findet in der Musik mit ihrer abgeklärten Reinheit ihren vollkommenen Widerhall, während der zweite Akt in Klingsors Wonnegarten in leuchtende Farbenglut und blühend schöne Melodik getaucht ist. Die Aufführung am Sonnabend nahm einen durchaus weihevollen erhebenden Verlauf. Einen hervorragenden Anteil daran hatte das Orchester, welches unter der hingebenden Leitung von Kapellmeister Prüwer die reiche motivische Arbeit voll hervortreten ließ. Im feierlichen Vorspiel und in den wunderbar ergreifenden Szenen im dritten Akt erstanden Tonbilder von eindrucksvoller Schönheit und Poesie; prächtige Klangwirkungen boten sich in der farbenvollen Blumenmädchenszene. Den „Parsifal" kann Herr Nöltgen zu einer seiner besten Partien zählen. Schon seine jugendliche Erscheinung ist für die Verkörperung des reinen Toren wie geschaffen. Für die weltfremde Einfalt des jungen Helden traf er ganz den richtigen Ton und das entsprechende Spiel, voll Würde und Hoheit war er in den erhebenden Vorgängen des letzten Aufzuges. Die eigenartige Gestalt der „Kundry" gab Frau Lorentz-Höllischer in der Verführungsszene mit ausdrucksvollem Spiel und war ausgezeichnet als dienende Gralsbotin und als Büßerin. Eine in jeder Beziehung vollendete Leistung war der „Gurnemanz" des Herrn Wittekopf, der die milde Würde des frommen Mannes trefflich zeichnete. Die folternden Seelenqualen, welche der sieche „Amfortas" durch eigene Schuld erleiden muß, fanden in Herrn Nodes Darstellung erschütternden Ausdruck. Herrn Rudows „Klingsor" betonte mit scharfer Charakteristik das Dämonische des Zauberers und brachte durch kraftvolle Stimmentfaltung und eindringliche Deklamation die Beschwörung Kundrys besonders nachdrücklich zur Geltung. Das rhythmisch so ungemein schwere Ensemble der Blumenmädchen fand mit den Damen Leiber, Knepel, Raab, Schnauder, v. Kronau und Herzog an der Spitze eine durch Wohlklang und Sicherheit ausgezeichnete Wiedergabe. Weniger erfreulich waren die Männerchöre, welche namentlich im letzten Aufzug recht unrein klangen und die Weihestimmung beeinträchtigten. — Für die Spielleitung zeichnete Herr Dr. Wallerstein verantwortlich. Besonders stimmungsvoll wirkte die liebliche Frühlingslandschaft, in der sich die ergreifenden Vorgänge der Fußwaschung und Taufe abspielten.

H. M.

In der zweiten Parsifal-Aufführung gastierte Helene Forti als Kundry. Darstellerisch war sie leidenschaftlicher und überzeugender als Frau Lorentz-Höllischer, jedoch ließ sie stimmlich manches zu wünschen übrig. Verständnisvoll sang Herr Hochheim mit prächtiger Stimmentfaltung den Parsifal, während Herrn Neders Amfortas etwas Blässe anhaftete. Herr Abendroth sang den Gurnemanz mit wohltuender Milde und Läuterung, doch war Wilhelmis Klingsor eine Fehlbesetzung. Die ganze Vorstellung, die Dr. Praetorius mit Liebe leitete, stand unter dem Zeichen der langsamen Tempi, und wie hatte man gewünscht schneller über die Männerchöre, die unter aller Kritik waren, hinwegzukommen.

—r.

Liederabend Heinrich Schlusnus.

Als der Künstler seinen vorigen Liederabend in Breslau gab, war seine Anhängerschaft bereits so groß, daß man einem dritten Abend in der Erwartung noch viel größeren Erfolges getrost entgegensehen konnte. Wenn auch dieses Mal das Programm in seiner Zusammenstellung nicht ganz glücklich war, so war es doch eine Freude, dem technisch wie stimmlich erstklassigen Sänger im großen Konzerthaussaal zu lauschen. Eine zu Beginn des Abends sich bemerkbar machende Indisposition überwand der Künstler bald. Dem durchaus lyrischen Tenor des Sängers lag naturgemäß Grieg am besten. So war auch der „Eros" eine ganz besonders hervorragende Leistung, bei der der weiche Schmelz und die Klarheit des Organs bestechend zur Geltung gelangten. Auch Schumanns Frühlingsnacht und Brahms Feldeinsamkeit waren im Vortrag wie Technik gleich vollendet.

Sch.

Vortragsabend.

Walter Maczewski, der sich dieser Tage dem literarisch interessierten Breslauer Publikum vorstellte, ist ein noch junges Talent, aber vielversprechend. Seine Dichtungen verraten eine starke Begabung, ein intensives Streben nach Schönheit und Wahrheit. Wenn auch seine Art, zu schreiben, in einigen seiner Arbeiten noch etwas hart ist, so kann man doch mit einiger Sicherheit erwarten, daß sich diese Unebenheiten bald abschleifen werden. Stimmung zu schaffen versteht Walter Maczewski jedenfalls besser, als viele andere moderne Dichter. Die Rezitation seiner Werke lag in den bewährten Händen von Frau Gabriele Czerny. Sie bewältigte die oft nicht ganz einfache Aufgabe mit viel Geschick und feinem Empfinden und wurde den Intentionen des Dichters in geschmackvoller Weise gerecht.

W. Sch.

Wann stellt ihr, o Soldaten, die Arbeit endlich ein?

Unter diesem, einem Gedicht von Herwegh entnommenen Motto, gestalteten Alfred Beierle und Rudolf Leonhard am 15. d. M. im Kammermusiksaal einen kommunistischen Vortragsabend. Alfred Beierle ist der ganz Großen Einer. So wie er seine Rezitationen selbst erlebt, so wie er in dem Geiste der von ihm zu Gehör gebrachten Werke aufgeht, wird er selbst ein Teil dieser Werke, und wenn er in Herweghs erschütternden Versen, von der Glut tiefsten Mitempfindens fortgerissen, sein prachtvolles Organ wie ein Ungewitter über den Saal brausen läßt, dann fühlt man: der glaubt, was er spricht, der predigt sein eigenes Evangelium der weltumfassenden Menschenbeglückung. Von den einzelnen Werken selbst, die zum Vortrag gelangten, verdient besonders eine noch ungedruckte Dichtung Armin T. Wegners Beachtung, mit der er den Abend eröffnete. Das Werk, in Form einer Novelle gehalten, bringt den ganzen in dem Dichter schlummernden Haß gegen den Krieg und seine Greuel zum Ausdruck. Einem so vollendeten Rezitator gegenüber war es für Rudolf Leonhard ein Wagnis, den Wettstreit, und zwar mit einem eigenen Werke, zu riskieren. Leonhard war sich dessen anscheinend nicht recht bewußt. Sein Vortrag erinnerte lebhaft an die Vorlesungen älterer Universitätsprofessoren, und selbst Stellen, die tief empfunden waren, die den Vortragenden geradezu hätten zwingen müssen, einmal aus der ganzen Fülle seiner Kraft heraus zu geben, blieben ein farbloses Surrogat. Inhaltlich war sein Vortrag „Der Kampf gegen die Waffe" ein Produkt von Gefühlskritik und teilweise falsch angewandter Logik. Was bei Beierle mitriß, wurde bei ihm zum Lamento. Schade, daß Rudolf Leonhard, dessen Begabung anscheinend auf dem Gebiete der Lyrik eher daheim ist, als auf dem der Logik, sein entschieden vorhandenes Können mit Vorträgen, denen er nicht gewachsen ist, verzettelt.

W. Sch.

Arbeiterratswahl! **Arbeiterratswahl!**

Öffentliche Einladung

zur Versammlung der Mitglieder sämtl. Arbeiterausschüsse, Beamtenausschüsse und Angestelltenausschüsse der Stadt Breslau

auf Sonnabend, den 19. April, abends 8 Uhr

im grossen Saale des Konzerthauses (Gartenstrasse).

TAGESORDNUNG:

1. Prüfung der Ausweise.
2. Stellungnahme zum Entwurf einer Wahlordnung für die Wahl zum Arbeiterrat der Stadt Breslau. — Berichterstatter: Abgeordneter Seibold.

Arbeitgeber und Behörden werden ersucht, den Mitgliedern der Ausschüsse Bescheinigungen über ihre Zugehörigkeit zu den Ausschüssen auszustellen.

Die Teilnahme an der Sitzung ist nur Ausschussmitgliedern gestattet, die sich durch Vorweisung der vom Arbeitgeber oder der Behörde ausgestellten Bescheinigung und durch polizeiliche Ausweispapiere ausweisen können.

Breslau, den 15. April 1919.

Der Volksrat zu Breslau.

Philipp.

Restaurant Schaffgotschgarten
Endstation Linie 1
Fernsprecher 8625
Jeden Sonntag und Mittwoch:
Vornehmer Tanz
1. Feiertag: Konzert.
2. Feiertag: Tanz.

Konzerthaus Wappenhof
Breslau — Inh. Otto Thomas, Tel. Nr. 8907 — Morgenau

Täglich Grosses Konzert
des
Hombóry Miksa-Orchester
Dirigent: Max Homberg.

Sonnabend, Sonntag, Montag, Mittwoch, Donnerstag
Spezial-Konzert-Abende.
Beginn der Nachmittagkonzerte 4 Uhr, der Abendkonzerte ½8 Uhr.

Viktoria Tattersall
Breslau 13, Telefon: 10751, Viktoriastr. 95
Inhaber Karl Goertzen

erteilt täglich
Reitunterricht
und empfiehlt
sein gutes Pferdematerial
zu Fahr- und Ausritten.
Ein neuer Transport komplett gerittener Reitpferde
sowie [14/170
einige sehr elegante
Einspänner sind eingetroffen
und stehen zu soliden Preisen zum Verkauf.
Tel. 10 751. Tel. 10 751.

Sport + Kaffee
Junkernstr. 28/30, Thons Hotel
: Ecke Schuhbrücke :
empfiehlt seine Lokalitäten dem geehrten Publikum
Angenehmer Aufenthalt — Gute Speisen u. Getränke
Jeden Mittwoch
Kaffeeklatsch mit Plinzen
— — Weinabteilung — —
Treffpunkt aller Fremden

Wettannahme
Breslau V, Neue Schweidn. Str. 6, I
nimmt Wetten f. all. deutsch. Rennplätze an.
Errichtung von Konten mit sofortiger Gewinn-Verrechnung u. Uebermittelung der Wetten auf telephonischem Wege.
Wettbestimmungen kostenlos.
Nächste Renntage: 20. u. 21. April 1919.

Herrenwäsche Trikotagen Strumpfwaren
Krawatten
Hosenträger
Leinenhaus **J. Mamlok**
Kupferschmiedestr. 42.

Restaurant „Zum Pfeiffer"
Ohlauerstr. 45, schräg über vom Bezirkskommando
Spezialausschank der Schultheiss-Brauerei
bestgepflegte Schultheiss-Biere
Erstkl. Küche bei mässigen Preisen
Neu eröffnet! Neu eröffnet!
Inhaber: R. Werner.

Samson Und CO
Atelier für fotografische Aufnahmen und Vergrösserungen
bekannt gute Ausführung, prompte Bedienung.
Lieferung von Bildern zu Passzwecken in 2 bis 3 Stunden.
Bekannt billige Preise.
Vergrösserungen nach jed., auch d. schlechtesten Bilde billigst.
Samson & Co., Blücherplatz 20.
Telefon 4389.
Aufnahmen dürfen nur stattfinden Sonntag von früh 10 Uhr bis nachm. 3 Uhr; werktags von 8—5 Uhr.

Musikhaus A. Lokwald
Graupenstr. 13 Breslau I Fernspr. 3792.
Ständiges Lager moderner Sprechmaschinen, Grammophone, Violinen, Lauten, Gitarren, Mandolinen, Zithern, Mund- u. Ziehharmonikas.
Schallplatten sämtlicher Fabrikate.
Spezial-Reparatur-Werkstatt
für die gesamte Musikbranche unter eigener fachm. Leitung.
Alte Instrumente und zerbrochene Platten werden in Zahlung genommen.

Herren und Damen,
gute elegante Erscheinungen,
zur Ausbildung für den
Film
gesucht.
Verlangen Sie kostenlos Prospekt F
Filmschule, Schlesische Film-Comp. G. m. b. H.,
Junkernstraße 6, Breslau.

Trauer-Kleider
Kostüme | für Damen | Röcke
Blusen | u. Mädchen | Hüte
stets vorrätig und nach Mess. [32/5
M. Centawer, Schmiedebrücke 7-10.

Mit einer Beilage.

Scheinwerfer.

Volksgesundheit und Spiritus.

Als vom Reichsernährungsamt die für die Apotheken zulässige Verbrauchshöhe von Spiritus während des Krieges festgesetzt wurde, geschah dies, wie üblich, nach dem Kontingent eines der letzten Friedensjahre. Daß dabei der Bedarf auf ein Mindestmaß beschränkt wurde, war natürlich; weniger natürlich aber, daß die Spirituszentralen den veränderten Bedürfnissen der Zeit keine Rechnung tragen, sondern mit bureaukratischer Starrköpfigkeit an dem einmal festgelegten Satz festhalten. Nun hat sich aber im Laufe der Kriegsjahre der Verbrauch an Spirituspräparaten, wie Thymolspiritus usw., die im Handverkauf, d. h. ohne Rezept, in den Verkehr kommen, infolge der ständig zunehmenden Haut- und Geschlechtskrankheiten derart erhöht, daß die Apotheker, die Spiritus nur noch auf Rezept abgeben sollen, wichtige Handverkaufsmedikamente, wie ätherische Baldriantropfen usw., nicht mehr abzugeben in der Lage sind. Die Knappheit ist bereits so groß, daß den Ärzten, besonders den Chirurgen, Seifenspiritus und Alkohol, die doch zur Desinfektion unumgänglich nötig sind, nicht mehr oder nur in völlig unzureichenden Mengen verabfolgt werden können. Als nun eine hiesige Apotheke um Erhöhung des ihr zugewiesenen Spiritusquantums einkam, sandte man — einen Steuerkontrolleur zur Feststellung des Bedarfs! Ja, aber die Spirituszentrale, ein Steuerkontrolleur ist wohl ein hohes Tier, aber es ist doch nicht zu verlangen, daß er auch noch gelernter Apotheker sei! Er kann wohl den Verbrauch durch Einsicht an Hand der Bücher feststellen, aber was im unvermeidlichen Handverkauf verbraucht werden muß, das zu prüfen ist nur einem Arzt oder Apotheker möglich. Bezeichnend ist es übrigens, daß das Gesuch der oben erwähnten Apotheke vom Kreisarzt befürwortet war; wenn man dann trotzdem es noch für nötig hält, durch einen Steuerkontrolleur den Verbrauch prüfen zu lassen, so ist das fast ein Mißtrauensvotum gegen den testierenden Kreisarzt! Dazu kommt noch, daß es in Wirklichkeit an Spiritus gar nicht fehlt. Denn der Beamte äußerte bei Gelegenheit seiner Prüfung, es lägen ja massenhaft Fässer mit Spiritus in der Zentrale.

Bei der heute durch die Unterernährung ohnehin schon größeren Empfänglichkeit des menschlichen Körpers für Krankheitskeime erscheint ein solches Zurückhalten des Spiritus geradezu gefährlich für die Volksgesundheit, zumal da infolge der Spiritusentziehung die Herstellung von Medikamenten und Desinfektionsmitteln in gefahrdrohender Weise beschränkt wird. Vielleicht ließe sich hier durch etwas großzügigere Handhabung der einschlägigen Bestimmungen dieser nicht zu unterschätzenden Gefahr entgegenarbeiten.

Der eiserne Besen im Augiasstall.

Der von den Breslauer Linksradikalen so vielgeschmähte Genosse Voigt hat, wie bekannt, in jener Revolutionsnacht vom 9. November in Breslau den Umschwung herbeiführen helfen und sich an die Spitze der Breslauer Kommandogewalt gestellt. Daß sich dabei manches Geschmeiß an die Rockschöße heftete, das die Konjunktur der Stunde ausnützen wollte, ist leicht verständlich und kann nicht dem Herrn Voigt zur Last gelegt werden, der ja damals den Kopf voll genug hatte und wohl auch froh war, Mitarbeiter in seinem Sinne zu finden. Ein solcher Mitarbeiter war auch ein Unteroffizier Altmann, der in der Novembernacht der Revolution im Gewerkschaftshaus große Reden zu schwingen verstand und alsbald als geschätzter Mitarbeiter im Generalkommando herumlief. Dieser Herr A. war aber bewahre kein Sozialist, auch kein Bürgerlicher, auch kein Alldeutscher, er war, um es kurz zu sagen, ein Schieber. Und so hat er diesen Beruf, wie man uns mitteilt, unter den Augen des Herrn Voigt ausgeübt, bis Herrn Voigt die Augen auf- und übergingen.

Die schwarz-rot-goldene Binde am Arm öffnete natürlich jedem Haus und Tor, und abgesehen davon, daß in den Büros, in denen dieser Herr A. zu tun hatte, Wein und Sekt als Frühstückserfrischung für die Tippfräuleins an der Tagesordnung gewesen sein soll, vermochte er kraft dieser „Sesam-öffne-dich-Binde" vielerlei von rechts nach links zu geben, wobei seine Rock- und Hosentaschen weit offen standen, um die abfallenden Winkel in sich aufzunehmen. Dankenswerterweise hat Herr Voigt derartige Vampyre von sich abzuschütteln verstanden, und es bleibt nur noch die Frage übrig, ob der Augiasstall von derartigen „Leuten" schon ganz sauber ist, oder ob, wie Voigt vor einiger Zeit selbst einmal äußerte, noch mehr „Lumpen und ehrlose Kerle" mit der Soldatenrockbinde frei umherlaufen. Dann, den eisernen Besen zur Hand und den Augiasstall sauber gemacht!

Das Konfektionslager als Hamsterraum.

In dieser warenarmen Zeit, wo aus der Ladeneinrichtung eine gähnende Leere einem starrt, wirkt es geradezu wohltuend, einmal nicht die dürren Gerippe der Regale und Schübe zu sehen, sondern ein bis an die Decke voll Ware strotzendes Konfektionslager, freilich nicht hier in Breslau, sondern in einem kleinen Städtchen unserer Provinz, namens Patschkau, gelegen in jenem Wetterwinkel, wo tschechische Raubgelüste sich soeben über Grund und Eigentum des Breslauer Bistums ausgebreitet haben. Also in jener frommen Gemeinde hat der Inhaber eines großen Modewarengeschäftes sein Lager angefüllt mit Waren und kann dem Verlangen der Kundschaft doch nicht nachkommen, weil das in den Regalen angeblich nur Staffage ist. Nun gibt es aber auch in jener kleinen Stadt einen hochwohllöblichen Volksrat, und weil derartige Institutionen nun einmal geschaffen wurden, um ihre Nase in jeden Dreck, mit Verlaub zu sagen, hineinzustecken, taten sie desgleichen bei jenem Kaufmann. Und siehe da! In den tiefsten Tiefen der Regale und Schübe offenbarte ein Hamsterlager in prallen Säcken, wohlverkleidet durch Staffage, damit es nicht so „leer" im Raume sei — sein wohlgemästetes Dasein den neugierigen Blicken der Herren vom Volksrat.

Und nun lesen wir im Patschkauer Wochenblatt:

Auf Anordnung des Kreisausschusses in Neiße wird hiermit öffentlich bekannt gegeben, daß gegen den

Kaufmann Karl Böhm in Patschkau

wegen unerlaubter Beschaffung von 342½ Pfund Mehl und Gries, Verstoß gegen den § 80 Abs. 2 der R.G.O., Strafantrag vom Kreisausschuß gestellt worden ist.

Patschkau, den 5. April 1919.

Die Polizeiverwaltung. Dr. Peucker.

Das Schiebergesindel in den Eisenbahnen.

Lebensmittelschieber, Goldaufkäufer und Papiergeldhändler bevölkern in geradezu beängstigender und vor allem unverhohlener Weise den oberschlesischen Zugverkehr von und nach Berlin, ohne daß irgend eine Kontrolle diese Leute hindert. Aus ungeniertesten Gesprächen erfährt der Mitreisende manch Interessantes aus dem Schieberdasein dieser Schmarotzer. Es wäre wirklich sehr angebracht, daß endlich einmal Kontrollen eingesetzt werden, die dieses Gesindel unauffällig beobachten, belauschen und im geeigneten Augenblick einer Gepäck- und Leibesvisitation unterziehen. Dann würde doch manches zur Bekämpfung dieses meist aus dem östlichen Grenzland stammenden Packs getan sein. Neuerdings machen sich auch schwere Jungen in den Zügen bemerkbar, ein Grund mehr zur Errichtung von Aufsichts- und Schutzorganen in den Zügen.

Aus Kattowitz wird jetzt berichtet: Eine romantische Geschichte beschäftigt die Kriminalpolizei in Kattowitz. Sonntag wurde eine Frau aus Kattowitz von dem Kaufmann Aron beauftragt, den Betrag von 200 000 Mark in Tausendmarkscheinen einem Bankgeschäft in Berlin zuzuführen. Als der Zug kaum die Station verlassen hatte, gesellten sich zwei Männer zu ihr, deren einer sich durch Vorweisen einer Erkennungsmarke als Kriminalbeamter legitimierte und die Herausgabe des Geldes verlangte. Die Frau war dazu nicht bereit und erst den eindringlichen Vorstellungen gelang es, die Frau einzuschüchtern, die dann das Geld in einer am Leibe getragenen Tasche aushändigte. Als der Zug in Beuthen anlangte, verließen die drei Personen den Zug, um, wie der angebliche Kriminalbeamte ausführte, sich nach der Polizei zu begeben. In einer dunklen Straße verschwanden die beiden Männer und ließen die verblüffte und fassungslose Frau im Stiche. Die Frau ist zweifellos Schwindlern in die Hände geraten, die in die Geldgeschichte auf bis jetzt nicht aufgeklärte Weise eingeweiht worden sind. Von den beiden Männern fehlt natürlich jede Spur.

Gegen das oberschlesische Schiebertum.

Bekanntlich grassiert der Schmuggel im Großen nirgends derartig, als gerade in Oberschlesien. Die Maßnahmen der Behörden haben sich zum Teil als unzulänglich, zum Teil als vollständig verfehlt erwiesen. Angesichts dieser Sachlage hat der Staatskommissar für den Regierungsbezirk Oppeln im Einverständnis mit der Regierung mehrere Kontrolleure bestellt, deren Aufgabe es ist, den Schmuggel zu bekämpfen, wobei gleich erwähnt werden soll, daß man Personen, die für ihren eigenen Hausbedarf sich vom Lande etwas holen, absolut ungeschoren läßt, sondern lediglich dem gewerbsmäßigen Schmuggel zu Leibe geht.

Wie notwendig die Einrichtung einer solchen Kontrollstelle war, geht daraus hervor, daß in den wenigen Tagen der Kontrolltätigkeit Werte von vielen 100 000 Mark erfaßt worden sind. Neben ungeheuren Geldsummen, die über die Grenze geschmuggelt werden sollten, hat man eine Reihe wichtiger Lebensmittel in großen Mengen, ferner Seife, Garne aller Art, sowie Leder in großen Quantitäten erfaßt.

In den nächsten Tagen wird nun eine Kontrolle über ganz Oberschlesien einsetzen und nicht nur den Schmuggel im Industriebezirk feststellen, sondern auch in allen ländlichen Kreisen kontrollieren, ob im Besonderen die Güter und Großbauern nicht mehr Vieh und Getreide, sowie Kartoffeln haben, als ihnen nach den Anweisungen der Landräte zusteht. Auf dem Lande wird eine Beschlagnahme nicht erfolgen, sondern es werden nur die gemachten Feststellungen dem Landratsamte mitgeteilt, damit der Landrat in der Lage ist, die Lebensmittel zu erfassen.

Eine Kontrollmaßnahme, die als unbedingt notwendig sich herausgestellt hat, muß aber auch von der Bevölkerung nach Möglichkeit unterstützt werden, damit den Kontrolleuren keine Schwierigkeiten erwachsen. Die bisherigen Kontrollscheine der Arbeiter- und Soldatenräte verlieren im Bereiche des Regierungsbezirks Oppeln ihre Gültigkeit. Als Kontrolleure gelten von jetzt ab nur Personen, die einen Ausweis haben, der mit der Unterschrift des Staatskommissars Hörsing versehen ist und dessen Amtssiegel beigedruckt ist, ferner die Organe der Polizei, sowie Soldaten, die Kontrollbescheinigungen von den Bahnhofskommandanturen haben. Andere Personen, als die vorgenannten, haben kein Recht zur Kontrolle und deshalb sind Personen, die kontrollieren und andere Kontrollausweise haben, sofort dem Staatskommissar für den Regierungsbezirk Oppeln in Kattowitz, zu melden, damit die vielseitigen Kontrollen endlich aufhören, zumal sehr viel von Personen kontrolliert wird, denen ein Kontrollrecht nicht nur nicht zusteht, sondern die es nur ausüben, um sich selbst zu bereichern.

Sozialpolitik.

Gehaltsdrückereien beim Breslauer Landratsamt.

Wir erhalten folgende Zuschrift: Unter Bezugnahme auf den in Nr. 14 Ihrer geschätzten Zeitung gebrachten Artikel „Gehaltsdrückereien in der Provinz", sei mitgeteilt, daß auch staatliche Behörden, die doch in erster Linie sozialpolitisch fühlen müßten, ihren Privatangestellten noch Hungergehälter zahlen. Kanzleivorsteher Sch. beim Breslauer Landratsamt, auf Privatdienstvertrag angestellt, 55 Jahre alt, das Gymnasium bis Prima besucht, bezieht ein monatliches Gehalt von sage und schreibe 180 Mark! Wenn man berücksichtigt, daß der Angestellte noch die Hälfte der Angestellten-, Invaliden- und Krankenversicherungsbeiträge aus seiner Tasche zahlen muß, er auch vollkommen vermögenslos ist, muß es doch wahrlich verwundern, wie der im Dienst ergraute Beamte bei den jetzigen Teuerungsverhältnissen in einer Großstadt existieren kann. Herr Sch. muß als „Lebenskünstler" betrachtet werden. Bemerkt sei noch, daß der Genannte annähernd 17 Jahre in den Diensten des am 1. April d. J. in den Ruhestand getretenen Landrats des Landkreises Breslau, Dr. Wichelhaus, der mehrfacher Millionär ist, gestanden hat.

Es wäre sehr angezeigt, wenn der neue Breslauer Regierungspräsident, Herr Prescher, in eine Prüfung der Gehaltsverhältnisse der landrätlichen Privatbeamten (mir ist die schlechte pekuniäre Lage der letzteren hinreichend bekannt) eintreten würde.

„Abgelehnte Gehaltsnachzahlungen".

In der von uns in Nr. 14 der „Freien Meinung" gebrachten ungekürzten Zuschrift teilt uns die Firma Forell und Co. folgendes mit: „Insgesamt sind den verheirateten Kriegsteilnehmern abgezogen worden zu einer Zeit, als das Geschäft bei uns garnicht ging, sage und schreibe 2590 Mark. Dagegen haben diese Kriegsteilnehmer resp. ihre Angehörigen 22 500 Mark Unterstützungen bekommen, also beinahe den zehnfachen Betrag des ihnen abgezogenen. Insgesamt sind allein von unserem hiesigen Unternehmen an die Frauen und Mütter der Kriegsteilnehmer 65 400 Mark Kriegsunterstützungen bezahlt worden. Die jetzt noch von uns gezahlten Unterstützungen an drei kleine Angestellte, die noch im Heeresdienst sind, und an drei Mütter resp. Frauen von gefallenen Angestellten betragen 480 Mark pro Monat; die Beihilfen an die Angehörigen der drei Toten werden wir wahrscheinlich überhaupt nicht abbauen. Unser Seniorchef hat während des ganzen Krieges nachweislich sehr große Summen für Unterstützungszwecke gegeben, nicht einige Tausend, sondern Zehntausende von Mark, natürlich ohne daß derartige Zuwendungen in der Zeitung stehen, da Herr Sachs die Oeffentlichkeit in dieser Beziehung nicht liebt. Außerdem ist von Herrn Sachs für unsere Angestellten eine Wohlfahrtsstiftung von 50 000 Mark gelegentlich seines 25jährigen Geschäftsjubiläums gemacht worden, ein Betrag, den er im vorigen Jahre auf 70 000 Mark abgerundet hat."

Loyalerweise veröffentlichen wir auch diese Zuschrift, die jedoch die in voriger Nummer gebrachten Darlegungen nur voll bestätigt. So anerkennenswert die sozialen Leistungen der Firma auch sind, so sehr bedauern wir deren auch uns gegenüber geäußerten hartnäckigen Standpunkt, die genannten 2590 Mark nicht nachzahlen zu wollen. Was bedeutet diese Summe gegen die angeführten Unterstützungsgelder? Wenn die Flucht in die Oeffentlichkeit erfolgte, muß doch wohl trotz der Unterstützungen ein Grund zur Unzufriedenheit vorliegen.

Schwarze Listen im Handelsgewerbe. Vom Kaufmännischen Verein von 1858, Bezirk Breslau, wird uns geschrieben: Der Verband sächsischer Glasindustrieller fordert mit vertraulichem Rundschreiben vom 23. Januar 1919 seine Mitglieder auf, Arbeiter und Angestellte eines anderen Betriebes nicht engagieren zu wollen, ohne sich vorher mit der betreffenden Firma in Verbindung gesetzt zu haben. Es ist uns unerklärlich, wie eine Arbeitgeber-Organisation es wagen kann, in unserem sozialen Zeitalter eine derartig unerhörte, überreaktionäre Maßnahme zu treffen. Wir erheben einmütig schärfsten Protest gegen derartige Maßnahmen des Vereins sächsischer Glasindustrieller. —

Nachdruck verboten.

Zur Abschaffung der Heimarbeit.

Von Marie Kosginsky-Breslau.

Die sozialdemokratische Regierung, die durch die Revolution zunächst ans Ruder kam, hatte u. a. auch sofort die Verfügung erlassen, daß die Heimarbeit bis zum 1. Januar 1920 abgeschafft sein müsse. Wer aber erwartet hat, daß die Heimarbeiter darüber große Freude empfinden würden, der hat sich arg enttäuscht. Daß die Arbeitgeber dieser Neuerung nur mit sehr gemischten Gefühlen entgegensahen, ist ja nicht verwunderlich; sie fürchten, dadurch billige Arbeitskräfte (die billigsten, die sie überhaupt haben konnten), zu verlieren, was sie wieder ihrerseits zwingen würde, die erhöhten Lohnkosten auf den Konsumenten abzuwälzen, der ja heute stets der Leidtragende ist. Es wird dadurch auch ein ungünstiger Einfluß auf die Konkurrenz befürchtet. Vor allem würde die Abschaffung der Heimarbeit auch eine Mehrbelastung des Kontos für Maschinen, Werkzeuge und dergleichen bringen. Denn die Vorteile des Arbeitgebers sind bei der Heimarbeit nicht gering. Er spart an Miete für Arbeitsräume, Kosten für Heizung und Beleuchtung sind geringer als bei den dann notwendigen größeren Arbeitsräumen, bezgl. die Ausgaben für Maschinenabnutzung, Werkstatteinrichtungen und dergleichen. Er spart ferner an Aufsichtspersonal, und braucht auch keinen Streik zu fürchten, der hier ausgeschlossen schien, angesichts der Tatsache, daß die Heimarbeiter nicht organisiert waren. Sie gehörten zu der Kategorie von Arbeitern, die am meisten ausgebeutet und am wehrlosesten waren. Als weiteres Gegenargument führen die Arbeitgeber auch die Unmöglichkeit an, bis zum 1. Januar 1920 die notwendigen Arbeitszimmer herzurichten. Aber auch dies wird sich ermöglichen lassen, wenn erst genügend Rohmaterialien wieder zur Verfügung stehen.

Die Gründe, welche die Arbeitnehmer gegen die Abschaffung der Heimarbeit anführen, sind aber auch nicht völlig von der Hand zu weisen. Es ist sogar für jemand, der stets die Heimarbeit bekämpft hat, interessant, festzustellen, daß es doch Fälle geben kann, wo man sich vielleicht entschließen müßte, ausnahmsweise Heimarbeit zuzulassen. Selbstverständlich ist zunächst stets zu fordern, daß der Mann, als der natürliche Erhalter der Familie, so gestellt werde, daß er dieser ein menschenwürdiges Dasein verschaffen kann, so daß nicht die Mutter gezwungen wird, ganztägige Arbeit zu übernehmen und dadurch die Erziehung der Kinder zu vernachlässigen.

Selbst, wenn sie Heimarbeit übernimmt, leidet die Erziehung der Kinder, denn „an der Nähmaschine" diese zu leiten, ist nicht so einfach. Etwas anders schon liegen die Verhältnisse bei der Frau, die den Ernährer verloren hat und nun auf ihrer Hände Arbeit angewiesen ist. Sie erhält zwar oft eine Hinterbliebenenrente, aber diese ist so klein, daß sie zum Lebensunterhalt nicht ausreicht. Soll diese Frau nun tagsüber in die Fabrik oder die Werkstatt arbeiten gehen und die Kinder der Straße oder fremden Leuten überlassen? Uebernimmt sie schlecht bezahlte Heimarbeit, die sie den ganzen Tag in Anspruch nimmt, muß sie notwendigerweise den Haushalt vernachlässigen. Hier gibt es wohl nur einen Ausweg: diese Frau übernimmt nur einige Stunden täglich Heimarbeit, je nach der Anzahl der Kinder; im übrigen müßte sie für jedes Kind eine ausreichende Unterstützung erhalten. Dies ist einer von den Fällen, wo die Heimarbeiter sich nicht mit Unrecht für Beibehaltung der Heimarbeit erklären. Ebenso fordern sie diese für die alleinstehende Frau, welche z. B. für einen kranken Angehörigen zu sorgen hat. So erzählte eine ältere, unverheiratete Frau, daß sie eine gelähmte Mutter habe, für die sie sorgen müsse. Auf keinen Fall würde sie sich entschließen, diese fremder Obhut anzuvertrauen und in die Werkstatt arbeiten zu gehen. Aehnliche Fälle wurden in Protestversammlungen gegen die Abschaffung der Heimarbeit eine ganze Anzahl vorgebracht.

Die Heimarbeiterinnen sträuben sich auch noch deshalb gegen die Abschaffung der Heimarbeit, weil sie bei dieser ihre Zeit einteilen können, wie sie wollen. Es kam vielfach vor, daß sie nachmittags zum Tanze gingen, während die Frau in der Fabrik dies nicht tun konnte. Sie vergaßen aber, daß sie dann oft die ganze Nacht hindurch arbeiten mußten, um die Arbeit, die auch zu einem bestimmten Termin abgeliefert sein mußte, fertigzustellen. Durch Einführung der achtstündigen Arbeitszeit wird aber eine allgemeine Verbesserung der Arbeitsbedingungen eintreten, so daß auch der Fabrikarbeiter über mehr freie Zeit verfügen wird, als bisher.

Ist die Frau stets von ihren männlichen Arbeitskollegen als Lohndrückerin angesehen worden, so kann gerade der Heimarbeiterin gegenüber dieser Vorwurf nicht ohne eine gewisse Berechtigung erhoben werden. Es wurde ihr ja auch zur Last gelegt, daß sie auf die Reduzierung der Löhne der in der Fabrik arbeitenden Frau eingewirkt hat. Wenn ein Unternehmer die Auswahl hatte, zog er natürlich vor, die billigste Arbeitskraft einzustellen, und das war eben die Heimarbeiterin.

Welches waren nun die Gründe, daß gerade die Heimarbeiterin, die doch z. B. Garn selbst liefern mußte und für Beleuchtung bei stundenlanger Nachtarbeit das ausgab, was der Arbeitgeber hierdurch ersparte, so schlecht entlohnt wurde? Eine der Hauptursachen war der Umstand, daß vielfach Frauen der sog. besseren Kreise, Töchter von Offizieren und hohen Beamten, sich ein Taschengeld verdienen wollten durch leichte Näharbeiten. Die Rücksicht auf des Gatten oder des Vaters Stellung verbot ihnen wohl, als Kontorfräulein oder Verkäuferin tätig zu sein, aber sie verbot ihnen nicht, als Lohndrückerin aufzutreten. Es kam ihnen allerdings nie zum Bewußtsein, daß sie durch ihre Lohnunterbietung soziale Schädlinge waren. Wem kam dies überhaupt zum Bewußtsein? Etwa der Käuferin, die sich über den niedrigen Preis dieses oder jenes Kleidungsstückes freute, die Industrie lobte, die es so herrlich weit gebracht, aber nicht an die arme Heimarbeiterin dachte, die vielleicht zwölf bis vierzehn Stunden für wenige Pfennige gearbeitet und so den billigen Preis ermöglicht hatte. Die Heimarbeiterinnen selbst schadeten sich aber dadurch, daß sie sich gegenseitig die Löhne unterboten. Es kam vor, daß sie heimlich zum Unternehmer gingen und sich anboten, billiger zu arbeiten, als diese oder jene.

Während des Krieges ist eine Besserung auf dem Gebiete insofern erzielt worden, als für Heeresarbeiten Tariflöhne festgesetzt wurden, an welche sich die Unternehmer und Zwischenmeister streng zu halten hatten. Dies war gerade für Breslau, das einen hohen Prozentsatz an Heimarbeitern stellt, sehr notwendig. Breslau stand, was die Billigkeit der Erzeugnisse aus der Konfektionsbranche anbelangt, mit an der Spitze. Kein Wunder, daß sich daher die Arbeitgeber gegen die Abschaffung der Heimarbeit hier ganz besonders wenden, weil sie fürchten, mit teuereren Arbeitskräften nicht mehr konkurrenzfähig zu sein. Sie vergessen aber, daß diese Frage ja nicht für Breslau allein, sondern für das ganze Reich einheitlich geregelt werden soll. Jedenfalls muß die Heimarbeit allmählich abgebaut und nur für die oben angeführten Ausnahmefälle zugelassen werden. Solange sie noch besteht, ist Einführung von Lohntarifen, auch für die Zwischenmeister, zu fordern. Auch müssen die Heimarbeiter der Aufsicht von Wohnungsinspektoren unterstehen, um zu verhindern, daß, wie dies jetzt oft der Fall ist, der Arbeitsraum auch als Küche und Schlafraum benutzt werde. Gerade die ungesunden Wohnungsverhältnisse haben viel zu der traurigen Lage der Heimarbeiter beigetragen.

Bei Abschaffung der Heimarbeit darf auch die in Klöstern, Waisenhäusern und ähnlichen Einrichtungen verrichtete „Heimarbeit", die von den Zöglingen geleistet und äußerst schlecht gezahlt wird, nicht vergessen werden

Gebr. Barasch
G. m. b. H.

Unser Verkehrsbüro bleibt 1. u. 2. Feiertag geschlossen.

Löschblätter bunt 25 St. 25 Pfg.
Tafeln . . . 1,25, 65, 45 Pfg.

Zum Schulanfang

Mentor oder Schülerfreund für 1919/20.

Schreibhefte alle Liniaturen 22 Pfg.	**Schieferstifte** . . 10 Stck. 20 Pfg.	**Buntstifte** . . . 60, 35, 15 Pfg.	**Knetgummi** . . . . . . 10 Pfg.
Diarium Wachstuch imit. 125, 80 Pfg.	**Einschlagpapier** blau 25 Bg. 45 Pfg.	**Zeichenkohle** . Karton 20, 15 Pfg.	**Federbüchsen** . . . . 10, 8 Pfg.
Kolleghefte . . 135, 50, 45 Pfg.	**Löschblätter** 25 Stück . . 25 Pfg.	**Stahllineale** . . . . 20, 15 Pfg.	**Helm Zeichenblocks** grau 80 Pfg.
Oktavhefte . . . . . 20, 10 Pfg.	**Etikettes** mit Rand 10 Stck. 20 Pfg.	**Bleistifte** . . . . 12, 10, 8 Pfg.	**Ordnungsmappe** gut gefüllt 1.— Mk.
Aufgabenhefte . . . 30, 12 Pfg.	**Etikettes** glatt weiß . Dtz. 10 Pfg.	**Federhalter** . . 10, 9, 8, 6, 5 Pfg.	**Stundenpläne** . . . . . 1 Pfg.
Federhalter-Etuis 175, 125, 85 Pfg.	**Tuschkasten** . . . . . 85 Pfg.	**Federn Nr. 111,** Soennecken Dtz. 85 Pfg.	**Zeichenhefte** . . . . . 35 Pfg.

Schultaschen
für Knaben und Mädchen
von 3.75 an.

Rindleder-Aktenmappen
mit und ohne Griff.

Frühstücktaschen
zum Umhängen für Kinder
375, 265, 225, 95 Pfg.

Kollegmappen und Aktenmappen
mit 2 Druckknöpfen
mit u. ohne Henkel 5,75, 5.25, 4,75 M.

Sandalensohlen zum Selbstanfertigen von **Sandalen**

Größe	24—29	30—35	36—40
	95 Pfg.	1,— Mk.	1,20 Mk.

Knaben-Anzüge
Jacken- und Blusenform
aus guten Wasch- und Wollstoffen gearbeitet.

(Nachdruck verboten.)

Frühling.

Lola Landau-Breslau.

Erde zerbricht.
Aus schwarzer Scholle springt Licht.
Hochspritzendes, zischendes, schäumendes Licht!
Springbrunnenlicht!
Bäume spreizen sich auf in hellgrünen Strahlen.
In Flammenspiralen
Auf Zweigen, Aststiegen, roten biegenden Kronen
Wirbelt Frühling aufwärts.
Alle Dächer sind besprengt mit Glanzluft.
Alle Straßen sind bestrichen mit Primelduft.
Der Strauch schießt gegen Schwarzwolke Pfeil um Pfeil.
Jedes Blatt stößt den grünen Keil
In die Finsternis.
Dunkel zerriß!
Die Eisengitter haben hellstarrende silberne Blätterspitzen,
Die ihre züngelnde Freude in alle Lüfte ritzen.
Eine neue heiße Sonne steigt aus der Erde, Erdlicht geballt,
Bis sie hoch mit der Muttersonne zusammenprallt.
Und der schmetternde Himmel leuchtet.

(Nachdruck verboten.)

Vom Tode errettet.

Novelle von Fritz Ehringer-Breslau.

Ein wunderbares Gefühl, das weit über jedem Glücksgefühl stand und einer allmählichen wollüstigen Entseelung gleichkam, das auch sein Herzklopfen zeitweise zum Aussetzen brachte, bewegte ihn. Es war ihm, als sähe er den gelben, von schwachen Frühlingssonnenstrahlen blaß erhellten, feuchten Kies, der die schmalen Wege nivellierte, tief unter sich, als schwebe er eine Strecke Wegs in der Luft und wandle eine Strecke auf dem Boden. Vergebens zwang er sich mit gesetztem Ernst die Heilanstalt zu verlassen; es war, als ob ihn die zeitweise Atemlosigkeit jagte. Denn nun hatte er die Gewißheit: er war gesund! So hatte der berühmte Arzt gesagt. Und da waren auch die entsetzlichen Aengste, mit denen er sein vermeintliches Siechtum überwacht hatte, vergebens gewesen. Er aber hatte nichts geerbt, er war gesund.

Was sagte nun Thea, seine kleine, geliebte Thea dazu? . . .

Und er beschleunigte seine eiligen Schritte bis zum Laufen —, denn gewiß würde sie oben am Wege ihre zierliche Gestalt aufgepflanzt haben, mit der liebenswürdigen drolligen Art ihrer anmutigen Persönlichkeit, die Thea so begehrenswert machte. —

Nun hatte er das barocke, gußeiserne Portal hinter sich, und er blieb einen Augenblick stehen, als blende ihn der junge, schüchterne Frühlingstag, der sich vor ihm bis in die ferne Heide breitete, eine Sommersonne, als umfinge ihn rings die blühende Flur eines Frühsommers, den er einatmen müßte, bevor er in das Leben zurücktrat: denn er fühlte sich wie vom Tode erstanden.

Und dann ging er die Chaussee hinauf.

Aber am Bogen des Weges, wo Thea ihn schon oft erwartet hatte, harrte niemand seiner. Er stutzte einen Augenblick und war unangenehm überrascht. Er konnte sich nicht denken, was sie verhindert haben mochte. . . . Und unwillkürlich wandte er sein Gesicht nach der Anstalt zurück, deren Silhouette zwischen dem noch im springenden Knospengrün flimmernden Geäst der Tannen und Fichten wie verträumt zu schlummern schien. Und da war ihm, als ob er von dem luftigen, weißen, rotornamentierten Barockpalast umständlich Abschied nehmen müßte, da er ihm doch wochenlang eine Heimat gewesen war.

Dann schritt er auf dem Weg zum Bahnhof weiter.

Es war ja auch möglich, daß sein Brief verspätet angelangt und sie ihn in seiner Wohnung begrüßen würde. . . .

Aber die Kraft seines Seligkeitsgefühls war gebrochen. Die Empfindung der eben erlebten Enttäuschung legte sich wie Ketten um seine Füße und zudem begann auch die Witterung ihn zu ermatten.

Im Eisenbahncoupé jedoch eilte ihm der Zug immer noch nicht schnell genug. Obwohl ihn das ratternde Geräusch der Räder verwirrte, klang es ihm nicht wirbelnd genug. Zwiespältige, rätselhafte Gefühle von marternder Pein drängten sich in ihm ineinander. Er stand mehrmals auf und ging von einem Fenster zum anderen und konnte doch keinen klaren Gedanken hervorbringen. Er sah nur Thea im Geiste fast greifbar vor sich: Er sah aus ihrem weißen, von dunkler, klassischer Haarkrone umrahmten Gesicht von feinstem Oval ihre wunderschönen lyrischen Augen schwarz glänzen, und konnte sich nicht sagen, weshalb ihm jetzt der schwarze Glanz dieser Augen selbst in Gedanken schmerzte, während ihn das dunkelbraune und dunkelsammetgoldene Licht dieser drei Farben vermögenden Augen auf das höchste beglücken konnte. Und er war geneigt, es für eine Fernsuggestion zu halten, daß er den Duft ihrer Haare gerade jetzt so stark empfand. . . .

Es war bald Mittag, als er über den Potsdamer Platz fuhr. In Berlin hatte es stark geregnet und die nasse Luft im Gemisch mit dem Dunst der Großstadt hatte sich zu einer fast griffigen, nebligen Masse verdichtet und wogte zwischen den Häusern und dem riesenhaften Verkehr. Es war beinahe eine abendliche Stimmung. Die Glockenlampen der Hotels und Cafés waren entzündet und warfen grell ihr Licht durch den Straßendunst. Die unzähligen Autohupen im Verein mit dem Schimpfen und Schreien der Kutscher, dem Bimmeln und Rattern der Elektrischen und dem temporären Schmettern der Schutzmannsflöten gestalteten sich zu einem wüsten Tohuwabohu. Es war, als ob die nasse Luft alles lebensgefährlich bedrängte. Und der Verkehr mit seinen Geräuschen wirkte wie ein trübflüssiger Sumpf, auf dem die Laternen einzelner herüber und hinüber, kreuz- und seitwärts huschender Beförderungsmittel die Irrlichter bildeten. —

Seine Wirtin hatte in dem Türrahmen seines Zimmers eine mit Tannenzweigen umrahmte Karte aufgehängt. Darauf stand mit gelben Lettern auf rotem Grunde: „Willkommen". Aber es graute ihm fast, das Zimmer zu betreten, ohne daß er wußte: warum. Am liebsten wäre er wieder in die ungastliche Witterung zurückgekehrt.

Endlich erschloß er sein Zimmer.

Es herrschte eine stickige, eingeschlagene Luft darin, daß er sofort die Fenster öffnen mußte. Die hereindringende feuchte Luft schien ihm wunderbar frisch und er schlürfte sie wie ein Halbverdursteter. Dann erst begann er, es sich bequem zu machen. Bald mußte Thea ja hier sein, dann würde seine Niedergeschlagenheit auch weichen.

Plötzlich entdeckte er auf der Nickelschale, die am Spiegel stand, einen Brief — mit der Handschrift Thea's! Daß er ihn nicht sofort entdeckt hatte! . . . Also wollte sie ihn erst mit einigen herzlichen Begrüßungszeilen in seiner Wohnung überraschen? . . . Und plötzlich hätte er in jäh gegen sich selber aufsteigender Wut seinen Kopf an die Wand schlagen mögen! Wo blieb seine innige Zärtlichkeit, mit der er sonst ihre Briefe in die Hand nahm? . . . Ein schleichendes, fast grauenhaftes Gefühl stieg seinen Körper hinauf, und er vermeinte kalte, dürre Finger einer giftigen Hand zu spüren.

Endlich erbrach er den Brief.

Doch — — was war das? . . . Jäh erblaßte er, seine Hände erbebten, als hätte sie ein elektrischer Schlag durcheilt. — War das Wahrheit? . . . Kalt bohrte sich ein Schweiß aus seiner Stirn. . . . War das Wahrheit, was da stand, nüchterne, kalte, brutale Wahrheit? . . . Was stand da? . . . Daß es zu spät wäre? . . . Himmel! — Daß sie nicht mehr auf seine Genesung gehofft — so wie er nicht mehr gehofft hatte — —. Daß die Eltern — Hindernisse legten — —. Nein, das konnte ja nicht möglich sein! — — Daß sie sich mit Fritz Bergmann verlobt habe! . . . Und er solle ihr in seiner Gutherzigkeit verzeihen . . . — — —

Alles Leben schien aus ihm gewichen. Gedankenlos starrte er auf das Papier, das zwischen seinen Fäusten auf dem Tische lag. Lange stand er so. — —

Dann aber schoß das Leben mit doppelter Macht durch seinen Körper und peitschte ihn auf. Mit einem Ruck stand sein ganzer Kampf um das Leben vor seinen geistigen Augen. Er sah sich verzweifelt herumschlagen mit den Ungewißheiten seines Künstlertums und sah sich verzweifelt über die Ungewißheit seines Befindens im Parke der Anstalt und fühlte die Wünsche, die ihn damals bestürmten, zu einem gigantischen Berge anwachsen. Weshalb hatte er vor dem Tode gezittert und gebebt? Damit er nicht von hinnen gehe, ehe er nicht eine Zeit mit ihr, mit Thea lückenlos glücklich gelebt hatte. Und war ihnen dieser wunderbare Traum nicht gemeinschaftlich? Und nun, nach all dem unermeßlichen Jubel, ob der Gewißheit seines gesunden Körpers, sollte das alles so plötzlich vorbei sein? Sollte er gelebt und gelitten haben für etwas Sinnbildliches, das im letzten Augenblick sich zerstäubte? Sollte — — sie, die kleine, zierliche Thea, an deren goldenes Herz er mit Inbrunst geglaubt hatte, sollte sie ihn förmlich genarrt und irregeführt haben? Sollte sich Thea als ebenso rätselhaft erwiesen haben, als ihm vorher der Dreiglanz ihrer Augen rätselhaft erschienen war? Und seine geliebte Thea sollte ihr Entzücken nur geschauspielert haben, wenn er sie wie ein Kätzchen auf die Arme genommen hatte?

Und in diesem tumultuarischen Wirrwar durcheinandergepeitschten Gedanken stieg plötzlich mit zäher Grausamkeit, die ihn zu zerreißen drohte, die Erkenntnis auf, daß Thea für ihn gestorben war, daß er von nun ab unglücklich, namenlos unglücklich sein sollte, verbannt zum ewigen Feuer des Verlassenseins! Denn was war ihm die Welt ohne Thea, ohne den schon äußerlichen Genuß, seine kleine, graziöse Thea wie ein Kätzchen in seinen Armen schaukeln zu dürfen, ohne den berauschenden Genuß: seine Thea zu küssen. . . . Und indem er selber über die Wucht seiner Gefühle zu der kleinen Thea staunte, wünschte er sich gestorben.

Und mit der wilden, ungestümen Kraft seiner Seele gab er sich seiner Verzweiflung hin. Er riß Hut und Ulster vom Ständer und eilte hinaus auf die Straße. Er mußte fort, gleichviel wohin, nur fort. Er wollte, indem er sich seiner Verzweiflung ergab, sie gleichzeitig fliehen. — Er war sich selber nicht klar darüber, was er tat, und was er tun sollte.

Schließlich aber sah doch ein, daß sein Stürmen durch die dunstigen Straßen zwecklos war, und da er sich zufällig am Humboldthafen befand, beschloß er, am Lehrter Bahnhof für den ersten, besten Vorortzug ein Billett zu lösen, lediglich mit dem Gedanken: „Hinaus, hinaus! Nur fort aus dem zu engen Berlin!"

Es war ein Zug nach Nauen. —

Allmählich aber legte sich der gewaltige Schmerz — und da kam der gemütspeinigende Kummer. Er sah wieder die kleine, wundersüße Thea vor sich mit allen ihren klassischen Vorzügen. Und seine Augen waren wie nach einem Brand, heiß und trocken. Die Zukunft kam ihm mit einem Mal wie ein fahles Gespenst vor. Entsetzlich und grau. Nie würde er seine Thea vergessen können! Und immer, immer, wenn er an sie denken würde, würde sie geistig vor ihm stehen: er würde sie nicht einmal umfangen und küssen können. Was er unternehmen würde, Thea würde dabeistehen und zusehen. Ueberall würde Thea stehen, wo er stand, und gehen, wo er ging. Sie würde in seinem Herzen die ewige Sehnsucht bleiben. Und wie eine allmählich tötende, schleichende Krankheit würde die Sehnsucht nicht von ihm lassen. Da fiel ihm plötzlich das Heinesche Gedicht ein: „— Ich bin aus Jemen. Vom Stamme jener Asra, die da sterben, wenn sie lieben." Jetzt glaubte er, den gewaltigen, unter Wonnen tötenden Geist der Liebe zu verstehen. Aber das gab ihm keinen Trost. Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner aufs neue —.

In Finkenkrug verließ er bereits den Zug.

Es war in der vierten Stunde. Auf den freien Feldern

... ein bereits abendgetönter, dickes Nebel. Und naß war es. Es schien, als ob die Luft triefte. Kein Wind wehte.

Als er am Bahndamm entlang spazierte, hatte sich seine erregtbewegte Stimmung noch nicht gelegt. Er dachte mit Grauen an die ewige Sehnsucht, die, sich aus seinem Herzen herausarbeitend, ihn allmählich zu Tode martern sollte.

Mit einem Mal aber reckte er sich hoch. Nein! Er wollte nicht mehr leben! Unter diesen Umständen müßte er wie ein geistiger Torso werden, und das konnte er nicht. Und zudem sollte sie ihr Gewissen mit seinem Tode beladen. — Was hatte sie geschrieben? Er — großherzig? Sie entschuldigen? O nein! Er konnte nicht entschuldigen!! Wer verlangt von einem Ermordeten, daß er seinen Mörder entschuldigte? — Du hast dich über deine Liebe hinwegsetzen können, konntest zu Kreuze kriechen — nun-wohl, das mache mit dir aus . . . Daß du aber mich geopfert — Thea: nun trage dich mit dem Gedanken, einen Menschen in den Tod getrieben zu haben!

Und die grausame Gestaltung seiner Idee gab ihm etwas Frieden und zugleich Kräftigung für seinen plötzlichen Selbstmordgedanken.

Und auf dem langgestreckten Bahndamm blitzten die Schienen in immer zahlreicheren Intervallen unter dem bunten Geflimmer der kleinen Streckenlaternen. Der Abend senkte sich immer mehr in die unfreundliche Atmosphäre, und drüben aus dem Walde sahen die Laubbäume trübe, wie weltverlassen unter dem Druck der nach Schwefel dunstenden Luft. Nur einige Birkenbäumchen am Waldesrand bemühten sich, auch in diesem Wetter heiter zu scheinen. Und dort, wo sich der Bahndamm mit den blitzenden Schienen im Nebel verlor, blinkte das Wärterhäuschen trübe und unfreundlich durch die sumpfige Stimmung, die über der Gegend lagerte.

Da tönte mit einem Male ein Glockensignal vom Wärterhäuschen her. Bing — bang — bing — bang — bing . . .

Mit dem Gesicht zum Bahndamm blieb er stehen. Und bing — bang . . . läutete das Signal weiter.

Ein Zug! Und plötzlich überkam es ihn wie ein Rausch: Er wollte sich vor den Zug werfen! Und es war ihm, als müsse er in seinem jäh anwallenden Gefühl dem Tode seine Arme entgegenbreiten! — —

Schon von weitem dröhnte der Zug. Er dröhnte und hämmerte mit einem Kraftaufwand, als müsse er sich durch Festungswälle und Mauern stoßen, und er zischte, wie tausend ungeduldige Riesen.

Nun mußte es kommen! Ein seltsamer Friede überkam ihn. Eine wunderbare Ruhe. Und er suchte sich zu vergegenwärtigen, wie er es machen würde. Er würde sich nicht v o r die Maschine werfen. — Nein, mitten hinein zwischen die Waggons. Vielleicht einen Schrei, den er ausstoßen würde — dann wäre es vorbei —, auf ewig. Was würde Thea sagen? O Thea . . .! Und einen Augenblick war es ihm plötzlich, als riefe sie seinen Namen, als müßte er von seinem Vorhaben abstehen — — da sah er den Zug aus dem Walde kommen. Wie zwei Schlangenaugen von zerfressender Monumentalität kamen ihm die Vorderlichter des ungeheuer schnell heranschießenden Zuges vor. Wie der Kopf eines fast körperlosen Ungeheuers schien er ihm. — und mit einem Male kamen ihm auch die Augen vor, wie zwei Arme, die sich nach ihm streckten — —; in seinem Gehirn hämmerte es wie toll zwischen all den auf ihn stürmenden Gedanken — — wie zwei faszinierende Mädchenarme — — — wie die Arme Theas — — Groß — wunderbar — monumental. — — —

Und der Zug ratterte, fauchte, donnerte, und plötzlich erbebte und erzitterte rings die Erde, als wollte sie sich zu einem furchtbaren Schlund öffnen, um alles zu verschlingen, als käme das dumpfe Donnern, Toben, Heulen aus ihrem Schoß — — ein Pfiff, ein Heulen, wie Windesschrei — ein Menschenschrei — — und der D-Zug sauste dahin. — — — —

Und er stand immer noch!

Der Zug war schneller gewesen als seine Gedanken. Einen Augenblick starrte er ihm noch wie blöde nach. Vor maßlosem Schreck hatte er geschrien, als sollte er ihn noch mitnehmen.

Dann aber lachte er plötzlich gellend auf! Was hatte er tun wollen? . . . Der dumpfe Druck, die Spannung des Geistes wich mit einem Male von ihm, er fühlte sich klaren Kopfes, wie nur je.

Da stieß er seine Arme mächtig von sich, reckte sich und schritt dem Bahnhof zu. Es war ihm, als müßte ihm der nächste Tag mit prachtvollem Frühlingszauber recht geben.

Plötzlich hatte er seine Liebe, den Schmerz und den dumpfen Kummer ausgelebt. Nun dünkte er sich zum zweiten Male vom Tode errettet. — Und das Leben stand ihm mit einem Male auf zu einem z w e i Mal n e u e n Leben!

Breslauer Schau.

Der Magistrat als Ehestifter.

„Wenn die Behörden Bevölkerungspolitik treiben, so ist das im Interesse der Allgemeinheit nur warm zu begrüßen. Aber auch hier spielt der Amtsschimmel oft manch bösen Streich. So liegt z. B. in Breslau ein solcher Fall vor. Es handelt sich um einen Kriegsinvaliden, der neben den Folgen einer schweren Ruhrerkrankung auch noch infolge einer schweren Kopfverletzung ein nach Aussage des Chefarztes der Nervenklinik in der Auenstraße unheilbares Nervenleiden zu tragen hat. Auf sein Gesuch hin wurde ihm mitgeteilt, daß er keine Kurkosten erhalten könne, da sein Leiden durch die Kur nicht geheilt, sondern nur die Schmerzen gelindert werden könnten. Das Rote Kreuz gewährte ihm darauf aus eigenen Mitteln die Kur. Der Mann lebt in den kümmerlichsten Verhältnissen. Auf sein Elend aufmerksam gemacht, bietet ihm nun der Magistrat nach Ablauf seiner Kur einen Posten mit 350 Mark Monatsgehalt, freier Wohnung, Heizung und Beleuchtung. Also ein an sich glänzendes Angebot! Aber nun kommt der Pferdefuß nach! B e d i n g u n g : der M a n n m u ß h e i r a t e n.

Sehr schön, Herr Magistrat. Aber eine Ehe ist in den seltensten Fällen ein Nervensanatorium . . .

Frühlings-Simfonih. Michl, wach uff, s' ist Usteern. Der franzeesche Schobwenismus wird ibermithig. Michl, merkst d's nich? Reib dr de Oogen aus! Luß dich ni kleekrign. Eis stulze Meeningsschluß ins imperjalistische Putsdahm no V e r s a l j e wulln se dich locken; durrte sullste a Friedn unterzeechn. Ein Hafe, buch zu Fahrde fint der dickwanstiche Ludwich der vierzahnte, däm hober sullste de Rewerrenzl mach'n. Michl, schitz deine Freiheet, die deutsche Treue, die heilichie Ehre deiner tudt'n jungen Helden. Usterglukk'n läutn zum Friedn. Michl stieh uff! Schodn dich nie. In dam grussartien Spiegelsoale wull der linke oabgehärm'n Wangn ei seelhalten. Der ehrgeizige Musjeh Klemengsho säh es ju zu gerne. Oder willste ehm ahne Extrawurscht broatn? S' is meglich, doaß se dich ooch nach Paris ufs Schamps-Elisee eiloadn tun, wo du aus Dankbarkeet där „Madame Strasburg" de Triekolore üm a Hals lätst. Mir sein jitzund freie Birger, oaber nie und nimmermeh koaterpudlichte Duktermänndl. Nee, falche Fatz'n mach ber nie mihtel und wenn ber no länger und mehr Mahrmulade schleckern sälden. — Unse oarmen, vun a Feihnden immer no gerrichoaltnen Brüder simmelibren in eenem furt: s' is Usternl — aber se kriegn baldich keene Erlesung. — verleichte uf Weihnacht!! Ihe aloeb ich's bale salber: Mer missn irschte de „Hungervullschenäse" richtig ausstudihrn, dermithe mihr ahn „Kanglan" mittemachn kan'. A fu kumm'n wa fu leichte awr „F r a t e r n i h t e h", — woaß de übens die Velkerbund-Griederliekeet is, — ähnder ni. Verleichte kans mer oaber mal „Schangschen"; — meglich is valsl!

Jakob.

Arbeiterratswahlen der Stadt Breslau. Zwecks Stellungnahme zum Entwurfe einer Wahlordnung für die Wahlen zum Arbeiterrate der Stadt Breslau, findet, wie die Pressestelle des Volksrats zu Breslau, Zentralrats für die Provinz Schlesien, mitteilt, am S o n n a b e n d , den 19. April, a b e n d s 8 U h r , im großen Saale des Konzerthauses eine Versammlung der Mitglieder sämtlicher Arbeiter-, Beamten- und Angestellten-Ausschüsse der Stadt Breslau statt. Arbeitgeber und Behörden werden ersucht, den Mitgliedern der Ausschüsse Bescheinigungen über ihre Zugehörigkeit zu den Ausschüssen auszustellen. Die Teilnahme an der Sitzung ist nur Ausschußmitgliedern gestattet, die sich durch eine vom Arbeitgeber oder von der Behörde ausgestellte Bescheinigung und durch polizeiliche Ausweispapiere ausweisen können.

Die Probeehe. In einer vom politischen Frauenbund am Sonnabend in Breslau abgehaltenen Versammlung entwarf in der Debatte eine Rednerin den Plan einer Probeehe. Nur auf vier Wochen solle erst mal geheiratet werden und, wenn man sich nicht gefällt, kann man sich wieder trennen.

Uns dünkt, daß es in dieser Zeit eigentlich schon genügend Ehen auf Probe gibt und die erschreckend große Zahl der unehelichen Kinder ist ein Beweis dafür, daß die Kostproben freier Liebe oft einen bitteren Nachgeschmack haben . . . .

Kohlenverschwendung. Es wird uns geschrieben: „Mein Zimmer hat den Ausblick nach der Oder. Seit 2 Uhr fahren die Personendampfer trotz des Regenwetters und der recht merkbaren Kühle alle halbe Stunden nach Wilhelmshafen und zurück — a b e r f a s t l e e r. Ich zählte einmal vier, einmal sechs Passagiere. Auch die Kabinen sind leer. Ist es nicht ein direkter Unfug, bei solchem Wetter die Dampfer fahren zu lassen, und v i e l e v i e l e Zentner Kohlen ohne Sinn und Zweck zu vergeuden!! Ich selbst habe meinen Monatsanteil von 8½ Zentner Kohlen für April noch nicht geliefert erhalten. Der Händler erklärte mir vor drei Tagen, er bekäme keine Kohlen heran."

„Genosse Fichte". Ein politisches Satyrspiel in drei Akten von unserem Schauspielkritiker Walter M e c k a u e r ist soeben in Kurt W i e w e g s Verlag in Leipzig erschienen. „Genosse Fichte" ist das erste Drama, das einen heute weithin sichtbaren Charaktertyp, den die Revolution hervorgebracht hat, satirisch gestaltet.

Abonnieren Sie
bei Ihrer Postanstalt für Mai und Juni auf
„Die freie Meinung"
Freunde der „Freien Meinung" werben für diese!

Unabkömmlich
ist jetzt keiner in seinem Berufe, aber jeder Waffenfähige in den Reihen der Freiwilligenverbände zum Schutze der Heimat. Das
Freiwilligenkorps Schlesien
braucht dringend Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften (auch Ungediente), die unsere altbewährten Soldatentugenden hochhalten wollen.
Wer kommen will, komme bald!
Schutzbund „Schlesische Notwehr"
Kaiserin-Augusta-Platz 1, Gymn. z. heil. Geist
9—1, 3—5. Fernruf 7232.

Unterernährung.
Heralan Lecithinpillen
ärztl. empfohlen bei Schwächezuständen nach erschöpfenden Krankheiten (Grippe, Nerven-, Lungenleiden), enthalten blutbildende Salz- und Nervensubstanz. Vorzüglich bei allen Nervenleiden.
Depot und Versand nur durch
Apotheke in der Schweidnitzer Strasse 43a
Ecke Nummerei. Telephon 335
Johannes Müller, Breslau.

Augenärztliche Brillenverordnungen
werden gewissenhaft, fehlerfrei und preiswert ausgeführt
von dem staatlich geprüften Augenoptiker
„Heidrich" Stadttheater gradeüber.
Besondere Auswahl von neuesten Fassungen und Gläserarten.

Permenpha-Brillengläser
geben gleichmäßig ruhiges und deutliches Sehen.
Optiker Jos. Garai, Breslau, Albrechtstr. 4. Fachmann seit 1877.

Schreibmaschinenarbeiten aller Art
Elly Gehry, Breslau, Höfchenplatz I. Tel. 12564.

Messow Waldschmidt
G.m.b.H. G.m.b.H.
Schmiedebrücke
Fotografisches Atelier
12 Miniatur-Bilder
45 Pfg.

Seide die Mode
Wasch-Voile gestickt
Seiden-Voile bedruckt
Seidenhaus
M. Fischhoff
Breslau I, Ring 43.

Photos
in geschmackvoller Ausführung
Postkarten in Rötel und Platin, Passbilder liefert schnellstens
Fritz Krapp
Photograph, Breslau II
Neue Taschenstrasse 21
Telephon 5992.

Beitrittserklärungen
für die
„Liga zum Schutze der deutschen Kultur"
(Antibolschewistische Liga)
werden täglich von 9—6 im Sekretariat
Ohlauer Straße 82
entgegengenommen.

Anfragen und Auskunftserteilung über Entlassungsanzüge usw.

Entlassene Heeresangehörige wenden sich fortgesetzt mit mündlichen und schriftlichen Anfragen über Entlassungsanzüge, mit Klagen über unvollständige Abfindung mit Entlassungsanzügen usw. an die Bekleidungs-Abteilung des Kriegsministeriums sowie an die Generalkommandos und Intendanturen, die hierdurch derart überlastet werden, daß der Dienstbetrieb auf das äußerste erschwert ist.

Es wird daher darauf hingewiesen, daß derartige Schreiben an das zuständige Bezirkskommando zu richten sind, das für Prüfung, unmittelbare Erledigung oder Beantwortung zu sorgen hat. Beschwerden über die Beantwortung der Gesuche durch das Bezirkskommando sind nicht an die genannten Stellen, sondern an die dem Bezirkskommando unmittelbar vorgesetzte Brigade bezw. Landwehr-Inspektion zu richten.

Das Kriegsministerium hat am 24. 3. 19 unter Nr. 2504/3. 19 B. 3 bekannt gemacht, daß es für die Folge alle von Entlassenen an das Kriegsministerium unmittelbar gerichteten Anfragen, Gesuche und Klagen solcher Art nicht mehr beantworten wird. In gleicher Weise wird das Generalkommando und die Intendantur verfahren.

Breslau, den 12. April 1919. [1722

Generalkommando VI. Armeekorps.

Spareinlagen
verzinsen wir
mit 4% bei täglicher Kündigung
Ausführung „ 4¼% „ vierwöchentl. „
sämtlicher „ 4½% „ dreimonatl. „
Bankgeschäfte „ 4¾% „ halbjähr. „
„ 5% „ ganzjähr. „
Gewährleistung unbedingter Diskretion!
Breslauer Creditbank
Postsch.-Kto. 773 Tauentzienstraße 14 Telefon 6000/...

Stadt-Theater.
Sonnabend 5 Uhr: **Parsifal.**
Sonntag 5 Uhr: **Parsifal.**
Montag 7 Uhr: **Mignon.**
Dienstag 7 Uhr: **Die weiße Dame.**
Mittwoch 7 Uhr: **Die Fledermaus.**

Jugend-Theater,
Hummerei 3/5, Ecke Schweidnitzer Str.
Sonnabend, den 19., und Sonntag, den 20. April, nachm. 3½ Uhr:
Rotkäppchen
2. Osterfeiertag 3½ u. 4½ Uhr:
Rotkäppchen.
Ab 22. April, täglich 4½ Uhr:
Rotkäppchen.

Victoria-Theater.
Sonnabend u. täglich 8 Uhr:
Prinzessin vom Nil.
Sonntag u. Montag 3½ Uhr:
Nachm.-Vorstellung
Prinzessin vom Nil.

Vom 16. bis 30. April:
Das grosse Festprogramm
Thea Dürnberg
Operettensängerin u. Vortrags-Soubrette.
Franz Marx
der brillante Humorist.
Georg u. Reifland
Meister-Fangkünstler.
O. Bergmann
Instrumentalkünstler mit e. selbsterfundenen Instrument Graphanett.
3 Werecester
Salon-Akrobaten.
Charp u. Chetty
vornehmer Excentrik-Akrobaten-Akt.
Gebr. Hohnthal
weltberühmte Doppel-Reckkünstler.
Gebr. Arpad
Neuheiten auf dem Drahtseil.
2 Delflara
die vorzügl. Excentriker.
Zeltgarten-Lichtspiele.
Neue Bilder.

Dominikaner!!
Einziges Volks-Varieté
Tgl. Anf. 6½-7½ Konzert
Ab 7½:
Grosse Familien-Vorstellung.
Jeden Sonntag: Neuer Programmwechsel
Für jeden ein paar frohe Stunden.

Täglich
5 Uhr-Tee
im
Fürstenhof
Gartenstraße 70
mit erstklassigem Konzert.

Kabarett Fürst Blücher
Reuschestr. 11/12.
Die wirkliche Kleinkunstbühne.
Aprilprogramm:
Helene Fischer
Grete Wilfried
Günter Werner
Paul Riedel
Künstler-Kapelle **Löbechen**
Anfang 7 Uhr
Sonn- u. Feiertage Anfang 5 Uhr.

Gesellschaftshaus u. Brauerei-Ausschank **Hopf & Görcke** isch. Theater Stelle Breslau - Gräbschen
1. u. 3. Osterfeiertag **Konzert**
2. Feiertag
Vornehmer Tanz
Wein-Abteilung :: Angenehmer Aufenthalt

Friedrich-Wilhelmstrasse 35.
Direktion: Ernst Eisner.

Heute Karfreitag geschlossen!
Ab morgen Sonnabend!
Beginn: 3, 4³⁰, 6, 7³⁰, 8⁴⁵
Alleinige Erstaufführung!

Die Prostitution
Prostitution
Prostitution
Das Dirnentum

Die Liebe der Strasse

Das gewaltigste sexuelle Aufklärungsfilmwerk, welches alles bisher gezeigte in den Schatten stellt.
Ein Vorspiel und 9 grosse Akte.
Verfasst u. inszeniert von Richard Oswald.
Mit wissenschaftlicher Unterstützung des berühmten Spezial-Arztes San.-Rat Dr. Magnus Hirschfeld.

Hans Ostwald schreibt in seinem grossen Werk über das Berliner Dirnentum:
Ich behaupte, dass gewisse Dinge, die grosse Kreise in Mitleidenschaft ziehen, die sich vor und in der Oeffentlichkeit abspielen, auch vor der breitesten Oeffentlichkeit verhandelt werden müssen. Das Prinzip des Modernen ist ja die Oeffentlichkeit. Und wo noch manches hinter verschlossenen Türen verhandelt wird, kommt eine spätere Zeit und schlägt auch diese Bretter vor unseren Köpfen ein. Nein, Dinge, die sich jeden Tag ereignen, Dinge, die in jeder Familie vorkommen oder vorkommen können, die jeden Bruder, jede Schwester, jeden Sohn, wie jede Tochter von uns treffen können, gehören in die breiteste Oeffentlichkeit, müssen so dargeboten werden, dass sie jedem Interessierten zugängig sind.

Preise der Plätze: 1.50, 2, 2.50, 3, 3.50.

Es spricht sich immer mehr herum,
dass Permenpha-Augengläser die besten sind.
Optiker Garai, Albrechtstr. 4.

Kamme Lichtspiele
Ab 19. April
Rolf Lier
in: **Der Millionenschmuck des Graf. Nordheim**
in 7 Akten.
Dazu
Die Nebenbuhlerin
in 2 Akten.

Palast Theater
Ab 19. April
Stuart Webbs
in
Die geheimnisvollen Briefe
5 Akte.
Dazu
Die Narbe am Kain
4 Akte.

Mignon Lichtspiele
Gartenstr. 19, Nähe Sonnenplatz.
Des grossen Erfolges wegen bis Montag, den 21. 4. verlängert
Wenn Gräber sich öffnen
Schauspiel i. 4 Akten.
Dazu
Fräulein Kadett
Lustspiel in 3 Akten

Kabarett Kaiserkrone
Schweidnitzerstadtgraben 9
Täglich Vorstellung des brillanten Aprilprogramms.
Kahlbaums Likörstuben
im Kabarett Kaiserkrone
ff. Liköre u. Weine
G. Grisler

Die gemütlichen Weinstuben
Zur Klause
Schmiedebrücke 31/32
1. u. 2. Ostern
Künstler-Konzert

D. K.
Gesellschaftssaal
Friedr.-Wilh.-Str. 35
Tel. 6874
Obmann: A. Gillmeister.
Jeden Donnerstag:
5-Uhr-Tanz-Tee
Beginn 5 Uhr.
Jeden Sonntag:
Ball intim
Beginn 3 Uhr.

Friebeberg.
Am 1. und 2. Osterfeiertag:
Konzert.
Leitung Musikdirektor A. Reindel.
Anfang 4 Uhr. Eintritt 35 Pf.
3. Osterfeiertag:
Vornehmes Tanzkränzchen.
Anfang 6 Uhr.

F. R. Lange's Weinstuben
Junkernstrasse 14.
Täglich Künstler-Konzert
ausgeführt von der beliebten Hauskapelle.
Sonntag v. 12-2 Uhr: Früh-Künstler-Konzert

L. Koch's Weinstuben
Karlstraße 3
(direkt an der Schweidnitzer Straße)
Täglich Künstler-Konzert.
Weine nur erster Firmen.

Neu eröffnet! Neu eröffnet!
Weidner's Hotel Claassenstr. 19 gegenüber d. Haupt-Bahnhof
Täglich 8 Uhr abends: **Konzert!**
Wein-Abteilung! Bier-Abteilung!
Neu eröffnet! Neu eröffnet!

„Siegfried"
Kürasierstr. 12/13.
I. Feiertag
Streich-Konzert
II. Feiertag
Vornehmer Tanz
Mittwoch, den 23. April
I. Frühlings-Ball.

Wilhelmshafen
2. u. 3. Feiertag
Strand-Ball.
Mittwoch, d. 23. April
Tanz-Tee.
Dampferverkehr.

Schwarzer Bär
Frankfurter Str. 95
2. Feiertag
Großer Tanz.

Wollins Festsäle
Frankfurter Str. 109/111
Zweiter u. dritter Feiertag
Tanz.

Hofjäger
Weidendamm 34/38
1. Osterfeiertag in beiden Sälen
Konzert.
2. Osterfeiertag
Konzert — Tanz.
3. Osterfeiertag von 3 Uhr an in beiden Sälen
Grosser Tanz.
Ausserdem: Jeden Dienstag und Sonntag in beiden Sälen
Tanz.

Kubetzky's Festsäle
Matthiasstraße 38
2. Feiertag: **Tanz.**
Mittwoch u. Sonntag Tanzvergnügen.

Hentschel's Festsäle
Frankfurter Str. 117/119
2. Feiertag
Gr. Tanzvergnügen.
Jeb. Donnerst. u. Sonntg. Tanz.

„Bürgerpark" Krietern
Inh.: H. Neuberger
2. und 3. Feiertag
Vornehmer Tanz.
Jeb. Donnerst. u. Sonntg.
Vornehmer Tanz.

Etablissement
Harmonie
Gräbschener Str. 139 141
2. u. 3. Feiertag
Vornehmer Tanz.

Wiesenthal
Inh.: Alfred Hannus
Kais.-Wilh.-Str. 219.
2. u. 3. Osterfeiertag
Tanz.
Mittwoch:
Tanz-Kränzchen.

Neu eröffnet! Neu eröffnet!
Wiener Café
Goldne Sonne
Matthiasstr. 10. Inh. A. Reimelt.
Täglich von 7 Uhr:
Künstler-Konzert
Sonn- u. Festtage von 4 Uhr an ausgeführt von dem beliebten Kapellmeister R. Buschmann mit seinem Salon-Quartett.
Prima Küche :: Bestgepflegte Biere u. Weine.
Neu eröffnet! Neu eröffnet!

Festsäle „Rosengarten"
Inh. H. Preuss.
Fernsprecher 1813.
Morgenau
3 Minuten hinter dem Wappenhof
Jeb. Sonntag u. Dienst.
2. Feiertag:
Vornehmer Tanz.
Sonnabend Vereinskränzchen

Café Austria-Diele
Täglich ab 4 Uhr
Künstler-Konzert
5 UHR-TEE
J. J. Rauchberger, nur Tauentzienplatz 19

Neu! **Maxim** Neu!
Inh.: Franz Strusch
Café und Diele
Ohlauer Strasse 47 Tel. 5668
neben Bezirkskommande
Täglich: **Künstler-Konzert**
Intimer vornehmer Aufenthalt
Reichhaltige Auswahl von Getränken
Treffpunkt aller Fremden. [1618

Apollo
Herdainstr. 100 Fernsprecher 5610
2. Osterfeiertag:
Grosser Festball
Mittwoch, den 23. April 1919:
5-Uhr-Tanz-Tee.
Wiener Ballmusik. Moderne Tänze.
Linie 6, Richtung Strehlener Tor.

C. Bensch Oswitz
2. u. 3. Feiertag **Tanz.**
Ferner
jeden Sonntag u. Donnerstag **Tanz.**

Döring-Oswitz
1. Osterfeiertag: Konzert und Aufführungen des Sportvereins Nero.
2. u. 3. Feiertag: Vornehmer Tanz
Jeden Donnerstag:
Kränzchen.

Achtung Sportfreunde!
Lest die Sportzeitschrift „Am Ziel".
Bei jedem Zeitungshändler zu haben.
Rennresultate
An jedem Renntage überall zu haben.

Fortsetzung der Konzert-Anzeigen im Hauptblatt.

Für die Redaktion (mit Ausnahme des Feuilletons) verantwortlich: Hans Hanteda-Fleischmann; Tel. 7897, für das Feuilleton: Werner Schustan; für die Inserate: Ernst Busse. Verlag: Gabor und Schelosky. Druck von Graß, Barth u. Comp. (W. Friedrich), Breslau.